

p.s.

DIE LINKE ZÜRCHER ZEITUNG
NR. 13 / 06. APRIL 23

Les Vignes
EST. 2015

**Europäische Weine
aus nachhaltiger Produktion -
klimaneutral geliefert.
Stöbern Sie in der Weinhandlung
oder im Onlineshop.**

Les Vignes Weinhandlung | Freilagerstrasse 55 | 8047 Zürich
044 542 82 09 | wein@les-vignes.ch | les-vignes.ch



GEWÄSSERSCHUTZ

Revitalisiert und trotzdem halbtot

SEITE 16 - 18

Bild: Sergio Scaglione

WOHNEN

**Mehr Kosten- statt
Marktmiete**

S. 12 - 15

DINOSAURIER

**Privatbesitz schliesst
Forschung nicht aus**

S. 5

«CAIRO CONSPIRACY»

**Drei Kräfte ringen im Na-
men des Islam um Macht**

S. 19

Anstelle von

Über Ostern in den Süden fahren wollen und dann doch mehrheitlich im Stau stehen, die eigene Gläubigkeit auf ein Restvorhandensein überprüfen wollen und dann nicht mal mehr so genau zwischen Karfreitag und Ostersonntag als dem höheren Feiertag unterscheiden können oder die Standhaftigkeit des regulären Kalorienzählens mit Zerknirschung und einem nicht mehr nur angenehmen Völlegefühl als unmöglich einzuhalten sich selber eingestehen zu müssen, wär ein kleiner Ausflug nach Wädenswil die ungefährlichste, schmerzfreiste und auch erheitendste Alternative. Das Festival Pâqu'son im Theater Ticino erinnert an die langjährige Ödnis während der Tanz- und Musikverbote zu hohen Kirchenfeiertagen, die glücklicherweise längst der Vergangenheit angehören. Hier werden



Fabien Sevilla (Foto: Xavier Nussbaum)

sämtliche Gewissensbisse positiv uminterpretiert, zum allgemeinen Wohl. *froh.*

Festival Pâqu'son 2023: Do, 6.4., «Sousta Politiki», Fr, 7.4., «Gabriel Nietlisbach Pupato», Sa, 8.4., «Elias Menzi» und «Sara Oswald», So, 10.4., «Modulor Quartett» und «Fabien Sevilla», jeweils 20h, Theater Ticino, Wädenswil. Festivalpass: 140 Franken. www.theater-ticino-paquson.ch

Umstrittene Figur

Vor 22 Jahren erschien Daniel von Arburgs Filmportrait «Camenisch – Mit dem Kopf durch die Wand», vor acht Jahren im Echtzeit-Verlag die



Der letzte Anarchist (Foto: Dschoint Ventschr)

literarische Annäherung von Kurt Brandenberger unter dem Titel «Lebenslänglich im Widerstand» und nun setzt Margrit Sprecher mit einem Essay für die Zeitschrift «Reportagen» mit dem Titel «Der letzte Anarchist» eine dritte Annäherung in

den Raum. Marco Camenisch (*1952) beschloss bereits 1979, die AKW-Lobby mit Gewalt von der Stärke ihrer Gegner zu überzeugen und bombte sich an diesen Weihnachten ins Gewissen der Schweiz. Öffentlich wurde aus dem Öko-Kämpfer der Öko-Terrorist und die nie restlos aufgeklärte Erschiessung eines Grenzschutzbeamten, die ihm zulast gelegt wurde, trugen das ihre dazu bei, ihn mit einem staatsfeindlichen Stempel zu versehen. Margrit Sprecher wollte wissen, wie ein Mensch tickt, der gegen alle Widerstände an seinen Idealen festhält. *froh.*

Margrit Sprecher: «Der letzte Anarchist», Mi, 12.4., 19h, Sogar Theater, Zürich.

Beziehungsdelikt

Solangs transparent ist, sind Beziehungsdelikte, wie dieses hier, höchstens lässliche Sünden. Christina Hug, formerly known as Chrigi, hat mal die P.S.-Administration getätschelt und ist offenbar eine der sehr wenigen, die die Lähmung der Kreativität der letzten Jahre nicht als solche erlebt hat, sondern die Abwesenheit von sinnvollen Aufgaben dazu nutzen konnte, ihren ersten Roman zu



Christina Hug (Foto: Peter. H. Ruegg)

schreiben. «Unser Haus» (Verlag Zytglogge 2023, 232 Seiten, 32 Franken) handelt im Hausbesetzer:innen-Milieu, von dem sie eigenen Angaben nach aus eigener Erfahrung zu berichten versteht. «Lucas bastelte mit einem Schraubenzieher am Fensterrahmen rum. Dann knirschte es, er hob das kleine Fenster aus seiner Verankerung, reichte es Lou und verkündete: «Wir sind drin!» Wenn alles, wie es hier inhaltlich wie bezüglich der Entstehung den Anschein macht, so einfach von der Hand geht, dürfte an sich der Erfolg ebenso eintreten. *froh.*

Christina Hug: «Unser Haus», Mi, 12.4., 20h, Sphères, Zürich.

Crème de la Crème

Mit einem etwas ausgeprägteren Hang zum Superlativ könnte es durchaus sensationell genannt werden, was Eric Gautier für «The Seven Sins» gelungen ist. Die sieben herausragendsten Choreograph:innen bearbeiten jeweils eine der sieben Todsünden – Hochmut, Neid, Habsucht, Völlerei,

Zorn, Wollust, Trägheit – für Gautiers Stuttgarter Company. Die Uraufführung war erst am 26. März und schon gastiert die tänzerische Aneinanderreihung von voraussichtlichen Glanzpunkten im



(Foto: Jeanette Bak)

Theater Winterthur. Die sieben Choreograph:innen sind: Aszure Barton, Sidi Larbi Cherkaoui, Sharon Eyal, Marco Goetze, Marcos Morau, Hofesh Shechter und Sasha Waltz. Rein tänzerisch versetzt einen bereits die Ankündigung in bare Verzückerung. Wenn alles mit rechten Dingen zu- und hergeht, müssten hierfür die Karten im Nu ausverkauft sein. Denn so eine geballte Vielfalt an hochstehendem Programm wird so schnell nicht wieder zu sehen sein. *froh.*

«The Seven Sins», Do, 13. bis Sa, 15.4., 19.30h, Theater Winterthur.

Nackte Tatsachen

Grazie kann unbeabsichtigt entstehen, Eigenartigkeit kann befreiend wirken und auch Zärtlichkeit und Brutalität können zeitgleich auftreten, wenn Lea Kunz (*1991) Personen aus ihrem direkten, weiteren Umfeld oder auch Fremde zu sich in



Lea Kunz, «Emilie»

den Jura einlädt, um sie hüllenlos zu fotografieren. Dabei geht es nie um eine Einschlägigkeit weder im Ausdruck noch in der Lesbarkeit, sondern stets um eine Gleichzeitigkeit von an sich gegenteiligen Rührungen. Ihr Ausstellungstitel «La peau des amis», die jetzt als Kooperation der Galerie und Edition Stephan Witschi und dem Centre de la Photographie de Genève zustande gekommen ist, benennt das Interesse der Fotokünstlerin recht eindeutig als eine Intimität und Nähe unter Freund:innen, der in einem emotionalen Schutzraum derart offenherzig und angstfrei begegnet werden kann, dass Hüllen überflüssig werden. *froh.*

Lea Kunz: «La peau des amis», 15.4. bis 27.5., Galerie und Edition Stephan Witschi, Zwinglistr. 12, Zürich. Vernissage: Fr, 14.4., 18h, ebenda.

Ärger über Windkraft

Eine beachtliche Zahl an sichtlich unzufriedenen Menschen hatte sich am Mittwochabend im Gasthof Hirschen in Hinwil eingefunden. Rund um ähnlich emotionsgeladene und teils etwas polemische Vorträge galt der Ärger der anwesenden Oberländer:innen hauptsächlich einem: Regierungsrat Martin Neukom und dessen Windkraftplänen.

Sergio Scagliola

Der Verein Freie Landschaft Zürich hatte zur ersten Infoveranstaltung in einer geplanten Reihe von Veranstaltungen geladen. «Sachliche Informationen zu den geplanten Windenergiezonen» stand in der Medienmitteilung von letzter Woche, wo auch zur Veranstaltung eingeladen wurde. Es gab zwei Vorträge zu hören: Vom mittlerweile schon einige Male im P.S. zitierten, lautstarken Windkraftgegner Martin Maletinsky und vom Biologen John Spillmann. Beide sind Mitglieder des Vereins, Martin Maletinsky ist Präsident.

So sachlich, wie die Veranstaltung hätte sein sollen, war sie aber nicht unbedingt: Wie hässlich die Windräder doch seien, was für eine Verschandelung die Baudirektion hier vorhabe, welche katastrophalen Folgen für die Umwelt solche Projekte hätten und wie unglaublich die Grünen doch seien – so zumindest der Tonfall. Generell schlug der SVP an den Rändern von einigen Argumenten auffällig viel Lob entgegen. Dennoch: Die Veranstaltung wirkte zumindest auf den ersten Blick so unpolitisch, wie eine Debatte über Energiepolitik sein kann.

Manchmal konstruktiv ...

Einige Einwände, die Martin Maletinsky und John Spillmann anbrachten, waren durchaus konstruktiv: Lohnt sich Windenergie in Zürich? In einem Regierungsratsprotokoll vom 16. März 2016 stand noch, es gebe im Kanton Zürich keine grösseren zusammenhängenden Gebiete zur Windenergienutzung und es sei davon auszugehen, dass im Kanton Zürich auch künftig nur vereinzelte Windkraftanlagen erstellt würden. Dennoch definierte die Baudirektion im Oktober vergangenen Jahres 46 potenzielle Eignungsgebiete (siehe P.S. vom 14. Oktober 2022). Ziel: Eine Produktion von 800 GWh. Die Baudirektion hat definitiv ambitionierte Ziele. An der Infoveranstaltung klang es allerdings so, als wäre die Planung von 120 Windrädern schon abgeschlossen. Tatsächlich steht man allerdings noch ganz am Anfang eines grossen Projekts. Die Standortfestlegung im Richtplan ist voraussichtlich 2025 abgeschlossen, und erst ab 2026 wird über die Nutzungsplanung und die Baubewilligungen diskutiert.

Weiter fraglich befanden die Redner von Freie Landschaft Zürich die Leistungshochrechnung der Baudirektion, die das Potenzial der Stromproduktion auf 800 GWh schätzte. Respektive: Sie zweifelten stark daran, dass eine solche Leistung möglich sei. Im Kanton St. Gallen plane man

nur 92 statt 120 Windräder, die 300 GWh produzieren könnten. Im Erläuterungsbericht zu den Eignungsgebieten der Windenergie im Kanton St. Gallen ist jedoch nirgends von 92 Windrädern die Rede – lediglich von 17 Gebieten mit Eignungspotenzial. Damit würde die Rechnung der Baudirektion eher aufgehen. Auch in einer Studie von 2014, auf die sich der Regierungsrat im oben genannten Protokoll von 2016 berief, steht, dass im Kanton Zürich theoretisch ein ansprechendes Windenergiepotenzial von 450-1750 GWh vorhanden sei – bei 130 bis 480 Windenergieanlagen in den Szenarien mit den grössten Einschränkungen. Damit könnten 5-20 Prozent des kantonalen Strombedarfs gedeckt werden. Die Baudirektion plant mit 7 Prozent im Jahr 2050.

... manchmal weniger

Weiter äusserten Martin Maletinsky und insbesondere John Spielmann grosse Bedenken bezüglich des Effektes auf die Umwelt: Vogelschlag, ein dicker Belag an Insektenteilen auf den Rotoren, beachtliche Mengen an Beton, die unter einem Windrad verbaut werden müssen. Im Jura sei gar ein Steinadler geköpft geworden, und die von den Windkraftbefürworter:innen so oft proklamierte Hauptgefahr für Vögel – Katzen – sei überdimensioniert. Wenn eine Katze einen Steinadler nach Hause bringe, müsse man vielleicht schauen, ob es wirklich eine Katze sei, kanzelte Martin Maletinsky dieses Argument ab.

Fragt sich nur, wieso sich John Spillmann eine halbe Stunde später einige Minuten mit dem Bestand des bedrohten Baumpiepers – definitiv keinem Raubvogel, sondern offensichtlich einem kleinen Singvogel, also genau die Beute der Katzen – auseinandersetzte. Der Verkehr und sein Effekt auf Tierbestände wurde ebenfalls nicht angesprochen. Aber das eigentlich laienpsychologisch interessanteste und zugleich lustigste Argument war ein ganz anderes. Martin Maletinsky fragte: Warum werden hierzulande Windturbinen gebaut? Die Antwort seitens Freie Landschaft Zürich: Damit setze man ein ökologisches Zeichen – Windräder seien Symbole der Nachhaltigkeit und die Politiker:innen könnten zeigen, dass sie etwas tun. Den meisten Menschen sei weiter nicht klar, wie gering das Stromproduktionspotenzial sei.

Aber: Vorher hatte Martin Maletinsky noch erklärt, in Österreich sei man die Windkraft intelligenter angegangen – es gebe einen Hauptwindkanal im Osten des Landes, wo auch alle Windräder

stehen würden. Nur am Rande: Die österreichischen Windkraftwerke sind über vier Bundesländer verteilt. Sie produzieren heute Strom für rund 50 Prozent der österreichischen Haushalte. Vor 20 Jahren hatten Meteorolog:innen noch gemeint, in Österreich würde sich ein Ausbau nicht lohnen – es sei zu windarm. «Private Pioniere» konstruierten erste Anlagen, heisst es bei der IG Windkraft Österreich. In Zürich scheint es umgekehrt zu sein.

Aber zurück zum Argument: Bedenkt man, wo die Windräder im Kanton Zürich stehen würden, hoch oben auf den Kreten, wo – in den Worten Martin Maletinskys – der Wind «noch einigermaßen bläst», erscheinen sie auf den Visualisierungen von Freie Landschaft Zürich tatsächlich etwas wie Monumente. Und gross sind sie mit ihren 200 Metern durchaus. Aber angesichts der breiten Unterstützung der Revision des Energiegesetzes von 2017 hätte es grundsätzlich auch klar sein müssen, dass Windräder auf dem Pfannenstiel oder beim Bachtel in Zukunft eine Möglichkeit sind.

Und auch wenn sie kein Augenschmaus sind, dieser öko-konservative, an diesem Abend meist polemische Widerstand kommt etwas spät. Verständlich, dass man in Hinwil keine Freude daran hat, dass einige Windräder die Hügelketten

Die Infoveranstaltung wollte eigentlich Pro und Contra aufzeigen. Es gab abgesehen von vereinzelt, mager applaudierten Publikumsvoten ausschliesslich Kontrastimmen zu hören.

im Oberland schmücken könnten, st es dennoch. Trotzdem: Die Infoveranstaltung wollte eigentlich Pro und Contra aufzeigen. Es gab abgesehen von vereinzelt, mager applaudierten Publikumsvoten ausschliesslich Kontrastimmen zu hören. Was der Glaubwürdigkeit ebenfalls nicht half, war, dass alle Kontrastimmen auffällig weniger stark unterbrochen wurden als die der Pro-Wind-Stimmen – oder jene, die zumindest die Ausführungen der zwei Freie Landschaft Zürich-Mitglieder relativierten.

Unbändige Streitlust

Der Zürcher Kantonsrat zoffte sich den ganzen lieben Montag lang. Zuerst über das Universitätsspital, dann über Gewalt. Weiter ging es mit Gutausbildeten, die Teilzeit arbeiten, mit den Rückkehrzentren und dem Zentrum Lilienberg.

Koni Loepfe

Der erste Streit fand bereits Ende Woche mit Medienerklärungen statt, nachdem die Kantonsratskommission mit 8:7 Stimmen ein Ja zu den Pistenverlängerungen am Flughafen Kloten beschloss. Die Mehrheitsverhältnisse nach Parteien wären im Rat eigentlich klar: Die Befürworter:innen besitzen eine stabile Mehrheit. Da aber mit Abweichungen von bürgerlichen Vertreter:innen aus dem Unterland und umgekehrt mit solchen aus der GLP zu rechnen ist, kann es noch Überraschungen geben. Inhaltlich geht es um deutlich weniger, als beide Seiten versprechen oder befürchten. Die Verlängerung der beiden Pisten erhöht die Sicherheit, weil Pistenkreuzungen verhindert und Betriebsumstellungen je nach Wetterlage überflüssig werden. Darum gehe es gar nicht in erster Linie, behaupten die Gegner:innen, sondern vor allem um eine Erhöhung der Kapazität. Neu sollen so 70 statt wie bisher maximal 66 Flugbewegungen pro Stunde möglich sein. So viel sind nun vier Bewegungen mehr pro Stunde nicht. Umgekehrt dürfte sich der von den Befürworter:innen versprochene Abbau der Verspätungen vor allem am späten Abend in Grenzen halten. Es gibt zu viele und nicht in erster Linie vom Flughafen abhängige Verspätungsgründe, um das Versprechen sehr ernst zu nehmen.

Bezirksspital Fluntern

Sehr intensiv beschäftigte sich der Rat mit Fraktions- und persönlichen Erklärungen zur Demonstration vom Samstagabend in der Stadt Zürich. Inhaltlich befasst sich Nicole Soland in den Gedanken zur Woche auf Seite 9 damit. Bemerkenswert war, dass es die SVP zum ersten Mal

«Sie machen aus dem Universitätsspital mit diesem lausigen Gesetz ein Bezirksspital Fluntern.»

Bettina Balmer, FDP

schaffte, am gleichen Tag zum gleichen Thema mit dem gleichen Inhalt gleich zwei Fraktionserklärungen (je eine am Vor- und Nachmittag) zu verlesen und dass der Rat sich auch noch mit seiner Präsidentin Esther Guyer anlegte. Als sie fand, es sei nun genug mit persönlichen Erklärungen zur Demonstration und mit den ordentlichen Geschäften weiterfahren wollte, bremste sie ein Ord-

nungsantrag. So durften vier weitere Kantonsräte zur Demonstration sagen, was viele vor ihnen bereits gesagt hatten.

Inhaltlich spannender war die vorläufig letzte Runde (möglicherweise kommt es noch zu einem Referendum) im Kampf um das neue Gesetz zum Universitätsspital. Ein Gesetz, das in sehr vielen Punkten einvernehmlich die Kompetenzen der verschiedenen Spitalgremien untereinander und gegen aussen neu und deutlich präziser regelt und insgesamt die Spitalleitung gegenüber dem Spitalrat und den Klinikdirektor:innen stärkt. Bei den Möglichkeiten zu Kooperationen, Zusammenschlüssen und Auslagerungen gingen und gehen die Meinungen auseinander und in einem Punkt zentral: Die Mehrheit will bei einer Auslagerung ab vier Millionen Franken ein fakultatives Referendum ermöglichen, was vor allem für die FDP undenkbar ist. Die Unternehmensführung brauche Handlungsfähigkeit und rasche Entscheide, um sich im Wettbewerb zu behaupten, führte Jörg Kündig in der Begründung zu seinem Rückweisungsantrag aus. «Sie machen aus dem Universitätsspital mit diesem lausigen Gesetz ein Bezirksspital Fluntern.» In diesem Satz fasste FDP-Kantonsrätin und Ärztin Bettina Balmer ihren Ärger zusammen. Ein Ärger, der sich vor allem gegen die SVP und ihre Regierungsrätin Natalie Rickli richtete. Die SVP hatte sich erfrecht, im Verlaufe der Kommissionsarbeit ihre Meinung zu ändern, und Natalie Rickli habe sie zu diesem Wechsel bei der Frage des Referendums ermuntert. Die Gesundheitsdirektorin habe mehr Angst vor dem angedrohten Referendum der SP bei einer ungebremsten Ausgliederungsmöglichkeit als vor der von ihr unerwünschten Notbremse gehabt. Da derzeit intensive Wahlverhandlungen laufen und bürgerliche Parteistrateg:innen die Zusammenarbeit generell fördern möchten, erhielt die SVP dafür auch von der GLP, der EVP und der Mitte viel Tadel. Vor allem musste sie sich den Vorwurf der «unheiligen Allianz» mehrfach anhören. Ein Vorwurf, der so nicht wirklich zutrifft. Ob das den ändern und mitunter auch den beiden Fraktionen passt oder nicht: Neben der Klima- und der Finanzallianz existiert im Kantonsrat auch noch eine Staatsbetriebsallianz. Geht es um die Spitäler, die ZKB oder auch die Axpo, ticken SP und SVP ziemlich ähnlich.

Work-Life-Balance

Gegen den Willen der SVP änderte der Kantonsrat das Gewaltschutzgesetz zugunsten der Kinder und Jugendlichen ab. Die Polizei darf sie

künftig an eine unabhängige Beratungsstelle verweisen, auch wenn ihre gegeneinander gewalttätigen Eltern dies nicht wollen.

Bei den Streiten um die Situation in den Rückkehrzentren und im Zentrum Lilienberg für Minderjährige ohne Begleitung blieben die Differenzen zwischen dem zuständigen Regierungsrat Mario Fehr und vor allem den Vertreter:innen der Linksparteien bestehen. Einen Erfolg können die kritischen Fragestellerinnen Leandra Columberg (SP), Jasmin Pokerschnig (Grüne) und Anne-Claude Hensch (AL) verbuchen: Den Jugendlichen geht es seit ihren Interventionen besser als vorher, wenn auch noch nicht gut genug.

Einen sonderbaren Streit brach Marc Bourgeois (FDP) mit seinem Gespür für publikumswirksame Themen vom Zaun. Er verlangt, dass Personen, die ohne Not Teilzeit arbeiten, nur in den Genuss von Subventionen (etwa Krankenkassenprämienverbilligungen oder Kita-Tarife) kommen sollen, wenn sie dazu auch bei einem 100-Prozent-Pensum berechtigt wären. Er will da-

Der Elefant im Raum, den nach Marc Bourgeois viele nicht sehen wollen, ist also lediglich ein Mäuslein.

mit verhindern, dass Gutgestellte weniger arbeiten und auf Kosten der Steuerzahler:innen ihre Work-Life-Balance optimieren. Die Linke fiel auf diese Provokation entweder herein oder hatte, wie etwa Melanie Berner (AL) auch Lust zu einem herzhaften Streit. Unternehme man nichts, so Bourgeois und Co., riskiere man abnehmende Steuern und noch grösseren Fachkräftemangel. Er wolle ein Bürokratiemonster (was ist noch anrechenbare Betreuungs- oder Carearbeit, was nur eigene Bequemlichkeit?) aufbauen, die Freiwilligenarbeit erschweren und staatliche Eingriffe bei der Arbeitszeit vornehmen, kam es von der Gegenseite, die dazu negierte, dass es solche Subventionsoptimierer:innen überhaupt gebe. Wir stellen einfach fest: Fast alle Gemeinden und Kantone schliessen derzeit mit Rekordgewinnen ihre Rechnungen ab, weil sie so viele Steuern von natürlichen Personen erhalten wie noch nie. Der Elefant im Raum, den nach Marc Bourgeois viele nicht sehen wollen, ist also lediglich ein Mäuslein.

Trinity, der Tonhallen-Tyrannosaurus

Die Kommerzialisierung von Saurierskeletten ist umstritten. Ohne sie würden Fossilien wie jenes, das bald in Zürich versteigert wird, aber gar nie gefunden.

Tim Haag

«Trinity» heisst sie, die imposante T-Rex-Dame, die dieser Tage in der Tonhalle gastiert. 67 Millionen Jahre alt, zwölf Meter lang, mit viel Leim, Schrauben und Know-how auf ein Stahlgerüst montiert – und eigentlich gar nicht ein vollständiges, sondern drei zusammengeklebte Exemplare. Sie besteht aus 50,17 Prozent Original-Knochen. Das klingt vielleicht nach wenig. Dennis Hansen, Projektleiter des Naturhistorischen Museums der Uni Zürich, versichert aber: Es sind mehr als die meisten der rund 30 T-Rex-Fossilien, die bisher ausgegraben wurden. Die restlichen 49,83 Prozent haben Fossilpräparatorinnen und -präparatoren aus Deutschland und vom Sauriermuseum Aathal in Tausenden Stunden «Nifeliarbeit» rekonstruiert.

Trinity, die «Dreieinigkei», ist Amerikanerin. In 293 schaumstoffverpackten Einzelteilen flog sie 2022 von Wyoming nach Zürich, berührte als erste ihrer Art Schweizer Boden. Und sie ist auch das erste Tyrannosaurus-Skelett, das ausserhalb der USA versteigert wird. Fossilien in amerikanischem Boden sind nämlich kein Staatsbesitz, sondern gehören den Grundbesitzer:innen – anders als in anderen fossilienreichen Ländern wie Kanada, China oder der Mongolei.

Ein grosser Fang für das Auktionshaus

Das schafft Anreize für private Unternehmen wie das Black Hills Institute. Dieses kaufte beispielsweise im Jahr 1992 dem Sioux Maurice Williams die Ausgrabungsrechte für sein Grundstück ab, nachdem eine freiwillige Mitarbeiterin dort das bis heute besterhaltene Saurierskelett überhaupt, «Sue», entdeckt hatte. Und zwar zum Schnäppchenpreis von 5000 Dollar. Darauf entschied jedoch das US-Innenministerium, dass der Verkauf nicht rechtens gewesen sei, und nahm das Fossil kurzerhand per FBI-Razzia an sich. Williams, der sich vom Black Hills Institute genauso betrogen fühlte wie dieses vom Innenministerium, wehrte sich ebenfalls – und erhielt Sue nach jahrelangem Rechtsstreit zurück.

Zurück nach Zürich: Wo Trinity nach ihrer Auktion hinverfrachtet wird, ist noch ungewiss. Klar ist aber: Für das Auktionshaus Koller ist sie ein grosser Fang. Es erhält 15 Prozent des erzielten Kaufpreises als Kommission. Wie hoch dieser maximal ausfallen könnte, will Geschäftsleiter



Imposant: Das Saurierskelett im Foyer der Zürcher Tonhalle. (Foto: Tim Haag)

Cyril Koller an der Pressekonferenz in der Tonhalle nicht schätzen. Mit mindestens fünf Millionen rechne man aber schon. Und klar ist auch: Institutionen wie das Sauriermuseum Aathal oder das Paläontologische Institut der Uni Zürich werden beim Bieten nicht mithalten können – besonders nicht in Anbetracht dessen, dass der Zuschlag für Trinity das Startgebot von 5 Millionen Franken

«Dass Dinosaurier für die Wissenschaft und die Öffentlichkeit verloren sind, wenn sie an Privatpersonen verkauft werden, ist Unsinn.»

Hans Jakob Siber

bei Weitem übersteigen könnte. Als Williams Sue vor 25 Jahren versteigerte, erhielt er dafür mehr als 8 Millionen Dollar, und das Fossil «Stan» kam 2020 für gut 30 Millionen Franken unter den Hammer. Ausgegraben hatte Stan übrigens, you guessed it, das Black Hills Institute.

Vor der Versteigerung Stans wandte sich die amerikanische Gesellschaft für Wirbeltierpaläontologie mit der dringenden Bitte an das Auktionshaus Christie's, es solle nur öffentliche Forschungseinrichtungen mitbieten lassen. Zu gross die Gefahr, dass ein privater Käufer das Fossil nicht mehr als Forschungsobjekt zur Verfügung stellen könnte. In einem solchen Fall wäre die ganze wissenschaftliche Arbeit, die an Stan verrichtet wurde, wertlos, da nicht mehr reproduzierbar.

Christie's ging nicht auf die Bitte der US-Paläontologen ein und verkaufte das Tier an einen anonymen Höchstbietenden. Der Fall Stan hat aber ein Happy End: Er wird zukünftig voraussichtlich im Naturkundemuseum von Abu Dhabi ausgestellt und bleibt der Wissenschaft erhalten.

Auch an Trinity gibt es noch viel zu forschen, beispielsweise die filigranen und darum seltenen Rippenknochen, oder die Nervenwege, die bei anderen Tyrannosaurus-Skeletten nicht mehr erkennbar sind. Wäre es also richtig, den Verkauf des Fossils an Private zu verhindern?

Nein, sind sich Dino-Kenner:innen diesseits des grossen Teichs einig. «Die Aussage, dass Dinosaurier für die Wissenschaft und die Öffentlichkeit verloren sind, wenn sie an Privatpersonen verkauft werden, ist Unsinn», findet Hans Jakob Siber, der das Sauriermuseum Aathal leitet. «In den meisten Fällen finden Fossilien so oder so in Museen ihre letzte Ruhestätte. Und wenn jemand heute an einem Tyrannosaurus-Skelett forschen will, hat er weltweit 30 Exemplare zur Verfügung, Trinity hin oder her.»

«Viele Dinosaurier liegen in diesem Moment knapp unter der Oberfläche und warten nur darauf, gefunden zu werden», sagt Dennis Hansen von der Uni Zürich. «Und wenn niemand diese Fossilien ausgräbt, weil kein finanzieller Anreiz besteht, dann erodieren sie in kurzer Zeit zu Staub und nützen niemandem mehr.»

Eine Garantie, dass die Nervenwege von Trinity in der nahen Zukunft zum Forschungsobjekt werden, gibt es nicht. Die Chancen scheinen aber nicht schlecht zu stehen. Wie Hans Jakob Siber verrät, gibt es offenbar anonyme Interessenten, die das Fossil Schweizer Museen als Leihgabe zur Verfügung stellen wollen.

Wieviel Digitalisierung verträgt das Alter?

Über 1,5 Millionen Menschen sind in der Schweiz über 65 Jahre alt, davon knapp eine halbe Million über 80 Jahre. Immer mehr digitale Zugänge sind nötig, um den Service Public benutzen zu können. Wir von der SP60+ fragen uns: Wird die ältere Bevölkerung, wenn sie kein internetfähiges Handy (also ein Seniorenhandy) besitzt, zum Beispiel beim öV immer mehr von der Benutzung ausgeschlossen? Muss der Mensch digitalaffin sein, sonst wird er aus der Gesellschaft ausgeschlossen? Sind die Tage der Billettautomaten bald einmal gezählt? Werden die Stempelautomaten wirklich 2025 abgebaut, wie es national geplant in der Presse stand? Wann geht der letzte bediente Ticketschalter zu? Und was ist sicher: Bereits ab 2024 soll der Ticketverkauf im Regionalbus gänzlich eingestellt werden?

Grosses Interesse

Offenbar trifft das Thema bei der SP60+ auf grosses Interesse. Nationalrätin Min Li Marti referierte kompetent an der gut besuchten Monatsversammlung am 30. März (auch über Video gab es diverse Teilnehmer:innen). Das Thema war «Seniorinnen und Senioren digital unterwegs». Als Fachexpertin in Sachen IT hat Min Li Marti zur «E-ID» kürzlich eine kritische Anfrage im Parlament eingereicht. Sie hat sich auch stark engagiert, dass die Daten (u.a. über die persönliche Gesundheit) nicht in private Hände geraten dürfen. In der Schweiz muss der Schutz bestehen bleiben und die Benutzerfreundlichkeit des Service Public Priorität haben. Es braucht kreative Lösungen in unserem Land. Ältere Menschen, die nicht oder noch nicht online unterwegs sind, sollen trotzdem am öffentlichen Leben teilhaben.

Tatsächlich sind in den letzten fünf Jahren im Zürcher Verkehrsverbund ZVV die Verkäufe über die Ticketautomaten von 70 Prozent auf 25 Prozent gesunken und knapp drei Prozent der Fahrgäste lösten Anfang 2023 noch einen Fahrschein im Bus. Positiv: Der ZVV lässt trotzdem einen Versuch laufen, damit das Ticket analog übers Telefon bestellt und mit einfacher Monatsrechnung (ohne Registrierung via Kreditkarte) bezahlt werden kann.

Die Meinungen sind nicht gemacht

In der Diskussion zeigte sich die Vielfalt der Meinungen in der SP60+. Verständlich: Einige aus der Baby-Boomer-Generation sind gebrannte Kinder der Fichen-Affär». Sie wollen nun nirgends mehr registriert werden. Eine Teilnehmerin zum Beispiel bestand auch darauf, dass Bargeld auf keinen Fall abgeschafft werden dürfe. Dagegen sprach ein im Pensionsalter stehender Computer-Nerd, der in leitender IT-Position arbeitet. Die Alten seien selber schuld, wenn sie digital abgehängt werden. Einigkeit bestand jedoch in der Forderung, dass die Bedienungsfreundlichkeit unbedingt gewährleistet werden soll.

Fazit: Gibt es eine eigentliche SP-Strategie und politische Handlungsrichtung punkto Digitalisierung? Punkto Ethik, Medizin (speziell zum Patient:innen-Dossier EPD), Gentechnologie und anderem braucht es weitere Auseinandersetzungen mit den Themen. Fragen zum Datenschutz sind der SP sehr wichtig. Die Digitalisierung pflügt jedenfalls den Alltag um, aber bitte die ältere Bevölkerung nicht vergessen! Genau hinschauen bei Dienstleistungen, die man nutzt, ist wichtig. Und die SP60+ meint ganz klar, dass keine Gruppen vom Service Public ausgeschlossen werden dürfen, nur weil sie über kein internetfähiges Handy verfügen! Es braucht hier noch Jahre, bis die digitalisierte Welt in der Generation 80+ eingekehrt ist. Mit all den Vorbehalten zu künstlicher Intelligenz, welche die Industrieproduktion autonom, die Stromverteilung automatisch und sogar Waffensysteme anonym steuern. «Colossus» lässt grüssen (der Computer aus dem gleichnamigen Film, der die Herrschaft über die Menschen übernimmt).

Zum Schluss gab es Informationen zum aktuellen Stand der Planung einer Nationalratsliste «SP 60+» in (Unter-)Listenverbindung mit der SP-Hauptliste. Soviel sei verraten: Es sieht gut aus punkto Kandidaten, Kandidatinnen haben sich noch zu wenige gemeldet.

Marcel Burlet, Watt,
Vorstandsmitglied SP60+ ZH

FORUM

Leser:innenbrief zum Wochengespräch («Nur weil der Staat baut, gehen die Mieten nicht automatisch runter») im P.S. vom 24. März

In absehbarer Zeit nicht umsetzbar

Der Beitrag von Frau Wälty in der P.S.-Zeitung vom 24.03.2023 fordert extreme Verdichtung für Zürich zur Lösung des akuten Mangels an bezahlbaren Wohnungen. Der Vorschlag ist in absehbarer Zeit nicht umsetzbar und die von ihr befürworteten Hochhäuser lösen die Probleme nicht. Wegen des viel zu grossen ökologischen Fussabdrucks und der ebenfalls viel zu hohen Kosten und Mieten verschärft sich die Situation weiter.

Mit den neuen Hochhaus-Richtlinien setzt das Bauamt eine gravierende Fehlentwicklung fort. Diese lässt sich nicht - wie der zuständige Stadtrat immer wieder behauptet - qualitativ vollziehen. Dass die Stadt Zürich Hochhäuser braucht ist eine unqualifizierte, leicht zu widerlegende Aussage. Weshalb werden fundierte Kritiken von renommierten Städtebauern und von Soziologen zu Wohnhochhäusern vom Bauamt einfach ignoriert?

Chr. Stettler Campi

IMPRESSUM

P.S., die linke Zürcher Zeitung, Auflage: 2450 Ex.

Herausgeber: P.S. Verlag, Hohlstr. 216, 8004 Zürich

Druck: CH Media Print AG, St. Gallen.

Redaktion: Min Li Marti (mlm.), Tel. 044/241 07 60 (Politik), Nicole Soland (nic.), Tel. 044/241 07 60 (Politik/Produktion), Thierry Frochoux (froh.), Tel. 044/240 44 25 (Kultur/Produktion), Tim Haag (tim.) (Volontariat).

Mitarbeit: Koni Loepfe (kl.), Tel. 044/241 06 70, Peter Weishaupt (pw./Korrektorat), Hans Steiger (haste), Tobias Gerosa (tg.), Arthur Schächli (as.), Hermann Koch (hk.), Matthias Erzinger (me.), Angela Bernata (net.), Roxane Steiger (rst.), Sergio Scagliola (sca.).

Inserate/Abos: Anna Hug, Iris Wehrli, Tel. 044/241 07 60, anzeigen@pszeitung.ch, aboservice@pszeitung.ch.

redaktion@pszeitung.ch, www.pszeitung.ch, PC-Konto: 87-569389-2
Erscheint seit Februar 1999 wöchentlich

Abopreis: Fr. 230.- (Gönner:innen: ab 300.-), enthält 10 x jährlich die Musikzeitung LOOP. Separat-Abo: 33.-, www.loopzeitung.ch

Reklame

25.4. – 4.5.23
ZÜRICH

5.5. – 7.5.23
FRAUENFELD

26. PINKAPPLE
QUEERES FILMFESTIVAL

Hauptpartnerin
Zürcher Kantonalbank

Hauptpartnerin
SWISS

TICKETS AB
14.4. ERÖFFNUNG
& CLOSING NIGHT
17.4. FESTIVAL

Künftige Gessnerallee-Leitung

Der Vorstand des Vereins Theaterhaus Gessnerallee hat die Theaterleitung per Saison 2024/25 bestimmt: Mit Kathrin Veser und Miriam Walther fiel die Wahl auf zwei bereits langjährig mit der Gessnerallee und der Freien Szene vertrauten Personen. Kathrin Veser war schon von 2012 bis 2020 Dramaturgin am Haus und Miriam Walther Teil des 2010 entstandenen Kollektivs «Neue Dringlichkeit», bevor sie als Geschäftsleiterin zur «Republik» wechselte. Ihr mandatiertes Vorlauf für die Gesamtverantwortung für die Gessnerallee per Herbst 2024 startet quasi per sofort. Weil der Systemwechsel der stadtzürcherischen Tanz- und Theaterförderung per 1.1.2024 realisiert werden soll, die diesbezüglich getroffenen Entscheidungen aber noch nicht kommuniziert sind, bleiben vorerst Unsicherheiten bestehen. Fest steht, dass die aktuelle Leitung Michelle Akanji und Juliane Hahn (aktuell verstärkt durch Johanna Grilj), die Programmation und Organisation bis im Frühsommer 2024 verantwortet und die Verantwortlichkeit per Herbst 2024 zu den Neuen wechselt. Bezüglich der besonderen Herausforderung des Systemwechsels, der die Szene schon lange verunsichert, versichern in der Mitteilung alle Beteiligten, «diese anforderungsreiche Übergangsphase im gegenseitigen Austausch sorgsam zu begleiten». Per Mitte April werden deshalb für produzierende Künstler:innen die Kontaktdaten der künftigen Leitung publiziert. Auch ungefähr per dann sollte endlich Klarheit über das Wie und Wer und Wieviel des bevorstehenden Systemwechsels herrschen. *froh.*

Positives Ergebnis

Die Rechnung der Stadt Winterthur weist für das Jahr 2022 einen Ertragsüberschuss von 55,9 Mil-

Reklame



lionen Franken aus. Ursache dafür sind laut Medienmitteilung des Departements Finanzen der Stadt Winterthur unerwartet hohe Steuererträge und ausbleibende Corona-Effekte in der Sozialhilfe. Das Budget hatte noch einen Verlust von 0,8 Millionen Franken vorgesehen. Der Aufwand beträgt 1,822 Milliarden Franken, der Ertrag 1,878 Milliarden Franken. Das Eigenkapital steigt um 90,2 Millionen Franken auf insgesamt 1,208 Milliarden Franken. Die gestiegenen Steuereinnahmen wertet die Stadt Winterthur als Anzeichen einer robusten Wirtschaft trotz verschiedener Krisen wie Corona, Energiemangellage und Ukraine-Krieg. Die Sozialhilfeausgaben sind wegen den positiven finanziellen Auswirkungen des neuen Kinder- und Jugendhilfegesetzes weniger hoch als budgetiert, ebenso waren die Auswirkungen der Pandemie geringer als erwartet. Der Stadtrat sieht sich in seinem Ziel bestärkt, die Resilienz des Finanzhaushalts zu stärken und handlungsfähig zu bleiben. Ob die Steuereinnahmen weiterhin so hoch bleiben, sei allerdings zum heutigen Zeitpunkt unsicher.

Die SP Winterthur zeigt sich in einer Medienmitteilung erfreut über das positive Ergebnis. Sie weist allerdings darauf hin, dass die Investitionsausgaben wie in den vergangenen Jahren tiefer waren als budgetiert. Die SP erwartet nun vom Stadtrat, dass er wichtige Investitionen in die Infrastruktur sowie in ökologisch und klimapolitisch bedeutsame Projekte vorantreibt. *mlm.*

Martina Blum

Am 18. Juni wählt Winterthur eine neue Stadträtin als Nachfolgerin des zurückgetretenen Jürg Altwegg (Grüne). Die FDP hat bereits Romana Heuberger nominiert, die bei den letzten Wahlen das absolute Mehr erreicht, aber als Überzählige ausgeschieden ist. Altwegg selber hätte gerne die langjährige Gemeinderätin und Co-Präsidentin Renate Dürr als Nachfolgerin gesehen, er trat als ihr Götti an der Mitgliederversammlung der Grünen auf. Durchsetzen konnte sich aber Stadtparlamentarierin Martina Blum. Sie galt als für die Mitte wählbarer, wie dies mehrere Votant:innen hervorhoben, wie der Landbote berichtete. Die GLP Winterthur hatte im Vorfeld angetönt, Renate Dürr sei ihr als Kandidatin zu links.

Martina Blum politisiert erst seit einem Jahr im Winterthur Gemeinderat, hat aber als ehemalige stellvertretende Energiebeauftragte der Stadt Zürich Erfahrungen an der Schnittstelle von Umwelt, Wirtschaft und Politik. Ihr Schwerpunkt liegt in der Klima- und Energiepolitik. Reto Diener, Co-Präsident der Grünen (zusammen mit Renate Dürr) sprach sich für Blum aus: «In der Gesamtbeurteilung – Führungsstärke, Resilienz, Selbstvertrauen, Leistungsausweis und Auftritt – ist Martina die bessere Kandidatin.» Der Entscheid für Martina Blum viel klar aus, sie wurde mit 18 Stimmen im ersten Wahlgang gewählt, Renate Dürr erhielt 9 Stimmen. Françoise Vogel, die ihre Kandidatur spät publik machte, blieb chancenlos. *mlm.*

WEINKOLUMNE VON BARBARA MAEY



Amphore im Trend

Auch der Weingenuss und somit die Weinherstellung unterliegen gewissen modischen Strömungen. Dies trifft sowohl für Rebsorten als auch für Weinstile zu. So geht der Trend bei den Rotweinen momentan in Richtung fruchtige, eher leichte und frische Weine. Ein anderer Trend lautet: zurück zu den Ursprüngen, also zu alten Vinifikations- und Ausbaumethoden. An diesen beiden Trends liegt es wohl, dass die Amphore, die bei den Anfängen des Weinbaus in Georgien vor etwa 7000 Jahren verwendet wurde, wieder vermehrt zum Einsatz kommt. Damals wurden diese tönernen Gefässe in der Erde vergraben, die Trauben wurden zerquetscht und samt Stängeln in die Amphoren gegeben, um daselbst praktisch unter Ausschluss von Sauerstoff einige Monate auf der Maische zu liegen. Im Erdreich ist die Temperatur kühl und konstant – dieses für die Gärung wichtige Klima wird heute teilweise mit grossem Energieaufwand in überirdischen Kellern künstlich hergestellt. Was aber hat das alles mit dem Weinstil zu tun? Weine, die fruchtbetont sein sollen, werden in der Regel im Stahltank ausgebaut. Diese Tanks sind geschmacksneutral und ihre Wände sind total dicht, der Wein reift unter Ausschluss von Sauerstoff. In einem Holzfass hingegen gibt es dank feinsten Poren eine Mikrooxidation, welche die Reifung des Weins positiv unterstützt und die Tannine weicher macht. Holzfässer geben aber auch Aromen an die Weine ab – je nach Grösse, Alter und Röstgrad mehr oder weniger –, welche die Fruchtaromen konkurrenzieren. Die Amphore vereint die Qualitäten der beiden Materialien: sie ist geschmacksneutral, erlaubt aber eine Mikrooxidation, ohne den fruchtigen Ausdruck der Traube zu beeinflussen. Die Amphore wird nur selten so eingesetzt wie damals in Georgien. Die Gefässe stehen meist im Keller und kommen anstelle von oder gar in Kombination mit Holz- oder Stahlbehältern zum Einsatz, und zwar oft in bio- oder biodynamischen Betrieben. Denn ein weiterer Trend lautet: zurück zur Natur. Die Amphore hat's in sich.

Barbara Maey führt eine Weinhandlung in Zürich. barbara@laterroiriste.ch

**Das
wahre
Social
Medium.**

pszeitung.ch/abo

Selbstverständlich kann man bestrafen

«Ein Saubannerzug, der für die Polizei völlig überraschend kam», lese ich. Und weiter: Dazu, wer randaliert habe, liefen noch Abklärungen. «Die SVP spricht von «Chaoten aus der militanten Hausbesetzerszene». Aus linken Kreisen wird auf den Schwarzen Block verwiesen. Andere sprechen von extra angereisten Gewalttouristen. (...) Die BDP fordert «Härte und eine geschlossene politische Front» gegen den «kriminellen Mob.» Moment: BDP? Ja, die BDP gibt es nicht mehr. Der zitierte Artikel stammt aus der «Limmataler Zeitung» vom 15. Dezember 2014.

Aktuell ist hingegen die Medienmitteilung der Zürcher Stadtpolizei vom 2. April: «Am späten Samstagabend, 1. April 2023, marschierte ein gewalttätiger Mob von mehreren hundert Personen vom Kreis 5 in den Kreis 4. Dabei griffen sie Einsatzkräfte an und verübten diverse Sachbeschädigungen. (...) Ein Polizist wurde in einen Hauszugang gedrängt und von rund einem halben Dutzend Personen zu Boden geworfen und mit Fäusten und Fusstritten gegen den Kopf und den Körper traktiert.» Wie die oben erwähnte «Reclaim the Streets»-Demo von 2014 kam auch die aktuelle völlig überraschend, wie in verschiedenen Medien zu lesen war: Die Stadtpolizei hatte keine Kenntnis davon.

Vorab: Egal, ob an einer der zahlreichen Demos in den 1980er-Jahren, ob im Dezember 2014 oder am letzten Samstag: Dafür, jemanden, der am Boden liegt, mit Fäusten und Fusstritten gegen den Kopf zu traktieren, gibt es keine Entschuldigung. Wer so etwas macht, gehört aus dem Verkehr gezogen und bestraft. Die dafür nötigen Mittel und Methoden sind vorhanden: Ermittlungen, Beweis-

Dafür, jemanden, der am Boden liegt, mit Fäusten und Fusstritten gegen den Kopf zu traktieren, gibt es keine Entschuldigung.

führung, Anklage und Bemessen des Strafmasses, das ganze Prozedere ist bekannt und bewährt. Das einzige Problem dabei: Man muss einen solchen Täter erstens erwischen und ihm zweitens die Tat auch nachweisen können. Dasselbe gilt natürlich auch fürs Scheiben einschlagen und Wände versprayen. Und es gilt übrigens unabhängig davon, ob eine strafbare Handlung aus politischen Motiven verübt wird oder nicht.

Selbstverständlich verlas die SVP am Montagmorgen im Kantonsrat eine Fraktionserklärung

und am Nachmittag (es war eine Doppelsitzung) gleich noch eine zweite. Höchstwahrscheinlich tat die SVP im Zürcher Gemeinderat am Mittwochabend (nach Redaktionsschluss der gedruckten Ausgabe dieses P.S., siehe auch www.pszeitung.ch) dasselbe. Wie üblich, hat die SVP auch schon eine Lösung parat, die Anti-Chaoten-Initiative ihrer Jungpartei. Sie verlangt, dass «die Kosten von illegalen Demonstrationen, für ausserordentliche Polizeieinsätze und auch Sachbeschädigungen, zwingend den Verursachern auferlegt werden müssen».

Nur: Lassen sich unbewilligte Demos wie die «Reclaim the Streets» vom Samstag einfach abstellen, indem man den Menschen, die dort mitlaufen, damit droht, ihnen die Rechnung für den Polizeieinsatz zu schicken? Und vor allem: Auch um eine Rechnung verschicken zu können, braucht es erst mal eine:n Adressat:in. Lässt sich niemand erwischen und/oder ist es den Strafverfolgungsbehörden nicht möglich, jemandem zu beweisen, dass er oder sie den Schaden verursacht hat, schafft es die Rechnung weder ins Couvert noch auf die Post. Oder anders gesagt: Selbst wenn die Linken der Anti-Chaoten-Initiative der SVP zustimmen würden, wäre das Problem noch nicht automatisch gelöst.

Dennoch zeigte sich die SVP in ihrer zweiten Erklärung «schockiert über die linksgrüne Verharmlosung von Linksextremismus, die sich heute im Kantonsrat ereignet hat». Was war geschehen? Markus Bischoff (AL) hatte darauf hingewiesen, dass zu Zeiten der Jugendunruhen 1980 eine «sehr bürgerliche Regierung auf Konfrontation und Eskalation» gesetzt habe, was zu «intensiven Sachbeschädigungen» geführt habe. Seit Rot-Grün regiere, habe es eine Beruhigung gegeben «mit einzelnen Ausbrüchen, aber das ist die Realität in dieser Stadt». Zudem sei Repression auch in Zürich durchaus ein Thema, er könne viele Demos nennen, an denen Leute eingekesselt worden seien. Aber insgesamt verfolge Zürich heute eine Deeskalationsstrategie und sei damit «gut gefahren».

Am Mittwoch vor dieser Demo standen im Zürcher Gemeinderat eine Interpellation und drei Postulate zum Thema Linksextremismus von Samuel Balsiger und Stephan Iten (beide SVP) zur Debatte. Die Interpellation «betreffend Strategie und Erfolge gegen den gut vernetzten Linksextremismus sowie Haltung zur Durchsetzung einer Strategie mit allen rechtsstaatlichen Mitteln» beginnt mit dem Satz, «Die Unterschriftensammlung zur Anti-Chaoten-Initiative läuft auf dem Land, in der Agglomeration und in der Stadt Zürich hervorragend.» Danach folgen eine ausführliche Würdigung dieser Initiative samt Forderungskatalog – und ganz zum Schluss drei Fragen an den Stadtrat: «1. Welche Strategie hat der Stadtrat gegen den

nachweislich gut vernetzten und äusserst aktiven Linksextremismus?, 2. Welche Erfolge konnte der Stadtrat in den letzten vier Amtsjahren gegen den nachweislich gut vernetzten und äusserst aktiven Linksextremismus verzeichnen? Falls der Stadtrat keine Erfolge vorweisen kann, warum ist das so?, 3. Falls der Stadtrat bislang strategie- und kopflos vorging, wird er nun eine Strategie gegen den nachweislich gut vernetzten und äusserst aktiven Linksextremismus ausarbeiten und diese mit allen rechtsstaatlichen Mitteln durchsetzen?»

Der Stadtrat beantwortete die Interpellation so seriös wie jede andere Interpellation auch, unter anderem mit Verweis auf den zweiten Nationalen Aktionsplan zur Verhinderung und Bekämpfung

Auch um eine Rechnung verschicken zu können, braucht es erst mal eine:n Adressat:in.

von Radikalisierung und gewalttätigem Extremismus, den Bund, Kantone und Städte im vergangenen Dezember verabschiedet hatten. Samuel Balsiger zeigte sich unbeeindruckt: Der Stadtrat habe «keine Strategie» war rückblickend das Netteste, was er zur Interpellation und danach zu jedem einzelnen der drei Postulate sagte (merke: vier Vorstösse gleich viermal Redezeit – auch wenn es viermal um dasselbe Thema geht...). Ansonsten unterstellte er der linksgrünen Ratsseite «Sympathien für militante Straftäter» und Schlimmeres (hier nicht zitiert, da nicht druckfähig).

Hat der Stadtrat tatsächlich versagt, weil er nicht der SVP gehorcht, obwohl die doch im 125-köpfigen Parlament 14 Sitze hat? Ernsthaft: Natürlich darf die SVP davon überzeugt sein, mit der eigenen aktuellen Volksinitiative liesse sich das Problem subito lösen, und natürlich soll sie dafür Werbung machen. Wenn die anderen Fraktionen aber anderer Meinung sind, dann sollte das sogar die SVP früher oder später einsehen und damit aufhören, sie mit verbaler Gewalt zu traktieren. Nicht dass sie noch ein Glaubwürdigkeitsproblem bekommt...



Nicole Soland

Auf zum Feministischen Streik!

Streik ist angesagt. Doch was ist eigentlich ein Streik heutzutage? Streiken wird fast schon gleichgesetzt mit Demonstration oder Kundgebung. So beim Klimastreik und den letztjährigen feministischen Streiks. Und während es diese beiden Aktionsformen unbedingt braucht – ich schätze sie sehr –, ist ein gewerkschaftlicher Streik im ursprünglichen Sinne etwas anderes. Für den diesjährigen 14. Juni fokussieren die Gewerkschaften auf Gleichstellung am Arbeitsplatz. Verbunden mit Arbeitsniederlegungen (Streik) und Aktionen am Arbeitsplatz stellen wir Branchen in den Vordergrund, in denen es für die Gleichstellung vieles aufzuholen gilt. Wir fordern mehr Lohn in Tieflohnbranchen wie der Kinderbetreuung, Reinigung oder dem Detailhandel. Einen Mindestlohn, der nicht nur die Existenz sichert, sondern auch ein gutes Leben ermöglicht. Wir fordern mehr Zeit, respektive eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Care-Arbeit soll endlich als Lohnarbeit anerkannt und Kinderbetreuungsstrukturen ausgebaut werden. Und wir fordern mehr Respekt, eine Nulltoleranz für sexuelle Belästigung und Mobbing am Arbeitsplatz.

Am 14. Februar lancierten wir also mit sechs Arbeiterinnen aus diversen Branchen die Kampagne für den feministischen Streik. Seither gibt es immer mehr Sichtbarkeit für unsere Anliegen. 25 000 Buttons und 15 000 Fahnen wurden bisher bestellt, um in der ganzen Schweiz Farbe zu bekennen. Die riesige Menge an Materialbestellungen und zahlreiche persönliche Nachrichten motivieren. Es verleiht dem Ganzen mehr Persönlich-

keit und Drive, es fühlt sich nach einem breit getragenen Projekt an. Der 8. März war in der ganzen Schweiz präsent, der 1. Mai wird in einem feministischen Kontext stattfinden und das ist die beste Voraussetzung für einen starken 14. Juni. Mich fasziniert die Kreativität, die gewisse Branchenvertreter:innen an den Tag legen. Zollarbeiter:innen dürfen beispielsweise keinen Button tragen. Statt den Kopf in den Sand zu stecken, produzieren sie nun violette Ohrstecker, damit auch sie einen feministischen Auftritt am 14. Juni haben. In Schichtbetrieben könnte es eine Idee sein, dass Männer die Schicht ihrer Arbeitskolleg:innen übernehmen, damit diese an feministischen Aktionen teilnehmen können. Oder dass der Partner die Care-Arbeit leistet, während die Partnerin demonstrieren geht. Die Solidarität mit der Idee des 14. Juni kann auf so unterschiedliche Art und Weise gezeigt werden. In jeder Branche haben wir mit anderen Herausforderungen zu kämpfen. Bei den einen ist es der Lohn, bei anderen fehlen Frauentoiletten und -umkleidekabinen. Bei den einen sind Uniformen und Werkzeuge nur für Männer verfügbar, andere werden sexuell belästigt am Arbeitsplatz. Alle diese Anliegen und noch viele mehr sollen Platz haben am 14. Juni. Dabei ganz wichtig: Organisiert euch gewerkschaftlich und kollektiv für Aktionen am Arbeitsplatz, allein zu streiken kann grosse Risiken mit sich bringen. In Zürich und Winterthur haben wir zudem die Chance, Nägel mit Köpfen zu machen. Nur vier Tage später, am 18. Juni, stimmen wir über Mindestlohn-Initiativen ab. Da 2/3 der Beschäftig-

ten in Tieflohnsektoren Frauen sind, ist es aus feministischer Perspektive doppelt so wichtig, diesen Forderungen zuzustimmen. Neben den Gewerkschaften sind auch die feministischen Kollektive engagiert unterwegs, wie jedes Jahr. Ohne ihre stundenlange Freiwilligenarbeit wären solche Tage gar nicht erst möglich. An den nationalen Assisen im Januar und im März wurde ein übergeordneter Streikaufruf erarbeitet und verabschiedet. Ergänzend dazu kann jedes Kollektiv eigene Forderungen beschliessen. Ich fand es an diesen Vernetzungstreffen extrem motivierend, Kollektivvertreter:innen aus der ganzen Schweiz zuzuhören, was sie für den 14. Juni planen. Nichts ist stärker, als wenn FINTA* sich vernetzen und gemeinsam für ihre Anliegen eintreten. Unabhängig der Herkunft, des Alters oder des Berufs.

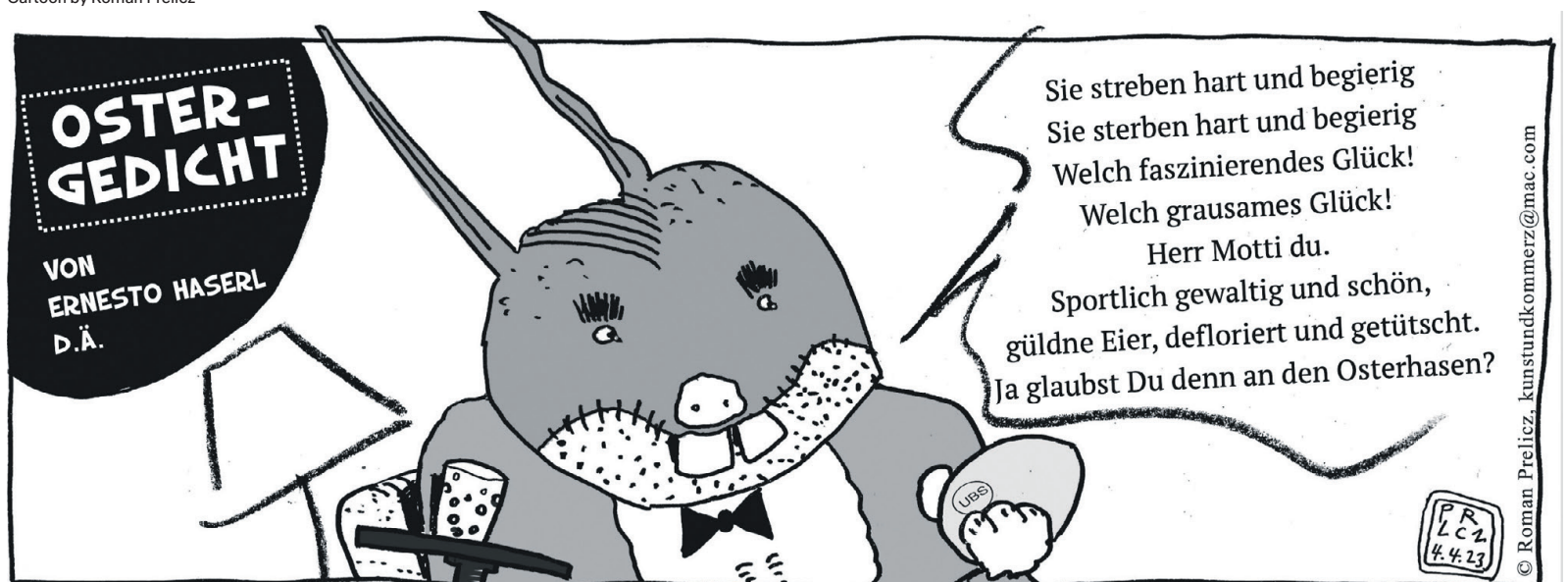
Wenn du also Lust und Zeit hast, dich für den 14. Juni zu engagieren, dann melde dich bei deiner Gewerkschaft oder deinem lokalen Kollektiv. Überall sind helfende Hände zu gebrauchen. Nur gemeinsam schaffen wir es, einen grossen 14. Juni auf die Beine zu stellen. Gemeinsam stehen wir ein für Lohn. Zeit. Respekt – Gleichstellung jetzt!



Michelle Meyer,
Schweizerischer Gewerkschaftsbund

Der GBKZ erhält von P.S. jeweils am ersten Freitag des Monats die Gelegenheit, in einer Kolumne gewerkschaftspolitische Themen aufzugreifen. Rückmeldungen erwünscht an info@gbkz.ch

Cartoon by Roman Prelicz



Nein zu den Pistenverlängerungen

Die kantonsrätliche Kommission für Energie, Verkehr und Umwelt (Kevu) hat letzte Woche fertig beraten und sagt mit 8:7 Stimmen äusserst knapp Ja zu den geplanten Pistenbauten am Flughafen Zürich. Wie ein Damoklesschwert drohen diese Ausbaupläne seit Jahren über der lärmgeplagten Bevölkerung rund um den Flughafen. Seit ich mich mit Flughafenpolitik beschäftige – und das ist mittlerweile seit über 20 Jahren – sind zwei Faktoren immer gleich vordringlich geblieben für die Bevölkerung: Die Angst vor einem grenzenlosen Wachstum und das Misstrauen gegenüber den Versprechungen der Flughafenverantwortlichen.

Das ist auch jetzt nicht anders. Die Flughafen Zürich AG ist weiterhin auf Wachstum programmiert, von 50 Mio. Passagieren bis ins Jahr 2040 ist die Rede. Wie glaubwürdig sind da die Beteuerungen, dass die geplanten Pistenverlängerungen nur aus Sicherheits- und betrieblichen Gründen gebaut werden sollen? Etwa so glaubwürdig, wie dass in den zukünftigen zwei Gotthardröhren

Der Flugverkehr ist für 27 Prozent des menschengemachten Klimaeffekts in der Schweiz verantwortlich.

niemals zweispurig gefahren werden wird.

Der Flugverkehr ist für 27 Prozent des menschengemachten Klimaeffekts in der Schweiz verantwortlich. Unser Klima erträgt hier einfach kein weiteres Wachstum mehr, sonst erreichen wir die Pariser Klimaziele nie. Interessant in diesem Zusam-

menhang ist eine Meldung aus Holland vom Sommer letzten Jahres: Der Flughafen Amsterdam Schiphol darf die festgelegten Grenzwerte für die Lärmbelastigung nicht mehr überschreiten, dadurch wird die Zahl der jährlichen Flugbewegungen plafoniert. Und Frankreich verbietet zum Beispiel Inlandflüge auf Strecken, die in zweieinhalb Stunden mit dem Zug bewältigt werden können. Sogar in London sieht es ähnlich aus: Ein britisches Gericht hat die Regierungspläne für den Ausbau des Flughafens Heathrow verworfen. Zum ersten Mal überhaupt bestätigt ein Urteil, dass das internationale Klima-Abkommen bindend ist und Vorrang hat. Leider hat nun der Oberste Gerichtshof dieses Urteil wieder aufgehoben, der Bau der dritten Piste in Heathrow wird aber mittlerweile als unrealistisch eingeschätzt.

Die Pisten-Vorlage kommt jetzt zuerst in den Kantonsrat, die Mehrheiten werden vermutlich ähnlich knapp bleiben wie in der Kommission. Im Flughafengesetz haben wir einen staatspolitischen Sündenfall: Der Beschluss des Kantonsrates untersteht immer dem fakultativen Referendum, unabhängig davon, ob der Kantonsrat die Weisung des Regierungsrates genehmigt oder ablehnt. Die Pistenverlängerungen kommen also in jedem Fall vors Volk. Die Nein-Kampagne ist darum bereits im Januar prominent lanciert worden. Und das ist gut so. Je früher man die Argumente auf den Tisch bringen und darüber diskutieren kann, desto besser.

Leider hat es die Kevu nicht geschafft, eine verbindliche gesetzliche Formulierung zu finden, die einen Kapazitätsausbau im Zusammenhang mit diesen Pistenverlängerungen verbietet. Es gilt das Wort der Flughafenverantwortlichen, darauf verlasse ich mich definitiv nicht. Darum lehne ich diese Pistenverlängerungen klar ab!



Priska Seiler Graf,
Co-Präsidentin SP Kanton Zürich

Schreckgespenst Teilzeitarbeit

«Keine Subventionierung der persönlichen Work-Life-Balance» hiess es am Montag im Kantonsrat in einem Vorstoss der FDP. Die Forderung reiht sich ein in ein regelrechtes Teilzeit-Bashing, das in den letzten Monaten durch die Medien geistert. So titelte etwa die NZZ kürzlich «Wohlstandsverwöhnte Schweiz: Mehr als ein Drittel der Beschäftigten arbeitet Teilzeit».

Das angebliche Problem: Unsere Gesellschaft schlittert auf den Abgrund zu, weil die Menschen immer arbeitsscheuer werden und immer häufiger nur noch Teilzeit arbeiten. Sie zahlen weniger Steuern und liegen den tüchtigen Menschen auf der Tasche, die diesen liederlichen Lebenswandel finanzieren müssen. Daraus wird die Forderung abgeleitet, dass Menschen, die «freiwillig» auf Einkommen verzichten, staatliche Leistungen gestrichen werden und/oder dass sie im Nachhinein Geld für ihre Ausbildung abbezahlen müssen, wenn sie in einem zu tiefen Pensum arbeiten.

Was die Freisinnigen unter Fairness verkaufen, klingt für mich nach einer Dystopie à la Margaret Atwood. Denn der Wert eines Menschen und sein Beitrag für die Gesellschaft soll zu einer Ziffer auf der Steuererklärung werden. Eine staatliche Instanz entscheidet, was meine Leistungsfähigkeit ist, die ich zu erreichen habe, um Sanktionen zu entgehen.

Ausserdem ist es eine vollkommen rückwärts gewandte Perspektive, die auf (männliche) Erwerbsarbeit fokussiert. Gerne können wir uns als Gesellschaft darüber verständigen, wie wir die Arbeitslast fair verteilen und soziale Entlastungsmassnahmen organisieren. Aber dann bitte alle Formen von Arbeit anschauen und nicht nur Erwerbsarbeit. Noch immer leisten Frauen einen Grossteil der Care-Arbeit. Sie kümmern sich um ihre Kinder, ihre Enkelkinder, ihre pflegebedürfti-

gen Angehörigen. Das ist einer der Hauptgründe für Teilzeitarbeit.

Es ist bezeichnend, dass sich lange Jahre kaum jemand dafür interessiert hat, dass viele Frauen 0 Prozent erwerbstätig waren. Aber kaum fängt ein spürbarer Teil der Männer an, weniger als 100 Prozent zu arbeiten, regt sich Widerstand. Wenn die-

Wir brauchen eine gesellschaftliche Diskussion darüber, wie wir Erwerbsarbeit und Care-Arbeit verteilen und wertschätzen.

se Kräfte Erfolg haben, katapultieren wir uns direkt zurück in die 1950er-Jahre. Die gesellschaftlichen Normen in der Schweiz sind noch immer stark so, dass Väter 100 Prozent arbeiten und ihre Familie ernähren, während Mütter nicht 100 Prozent erwerbstätig sein sollten («wofür bekommt man dann Kinder?»). Wenn Teilzeitarbeit nun unattraktiv gemacht wird, trifft das in erster Linie Mütter. Sie bleiben zu Hause, weil sie ja ohnehin weniger verdienen als der Mann und sich Erwerbsarbeit gar nicht lohnt – und eine höhere Ausbildung eigentlich auch nicht.

Wir brauchen eine gesellschaftliche Diskussion darüber, wie wir Erwerbsarbeit und Care-Arbeit verteilen und wertschätzen, und wie sich unterschiedliche Sollarbeitszeiten auswirken. Aber ohne dass Menschen auf ihre Steuerrechnung reduziert werden.



Selma L'Orange Seigo,
Co-Präsidentin Grüne Kanton Zürich

«Die kostendeckende Miete sollte flächendeckend durchgesetzt werden»

Im Kreis 3 steht ein Haus mit zehn Wohnungen für über 11 Millionen Franken zum Verkauf. Im Interview mit Lara Blatter stellt Immobilienexpertin Karin Weissenberger klar: Kostengünstige Mieten sind bei solchen Preisen nicht möglich. Ein Gespräch über faires Vermieten und Eigentum.

Wir stehen hier an der Zurlindenstrasse vor einem Haus, das momentan zum Verkauf steht. Mindestverkaufspreis 11,1 Millionen Franken. «Bei dieser Immobilie kann aufgrund vieler langjähriger Mietverhältnisse von einem sehr hohen Mietzinssteigerungspotenzial ausgegangen werden», steht in der Verkaufsdokumentation von Engel und Völkers. Das schreit nach Kündigung und Aufwertung. Warum ist sich die Immobilienbranche ihrer sozialen Verantwortung nicht bewusst?

Karin Weissenberger: Ich glaube, sie sind sich ihrer Verantwortung bewusst. Die Formulierung deutet an, dass eine massive Veränderung für die Bewohner:innen kommen könnte. Aus Sicht der Verkäufer:innen ist es legitim: Sie wollen verkaufen, der Markt hat hohe Bodenpreise, warum sollten sie unter dem Preis verkaufen?

Ja, warum sollten sie?

Hier kommt die Gier des Menschen ins Spiel, und die soziale Verantwortung wird eventuell beiseite geschoben. Die Firma, die mit dem Verkauf beauftragt wurde, hat eine gewisse Mitschuld, aber schlussendlich führt sie nur aus, was der:die Kund:in will. Um ein abschliessendes Urteil zu fällen, weiss ich zu wenig über die Verkäuferschaft und den Zustand der Liegenschaft. Will sie das Maximum, weil es der Markt gerade hergibt, oder braucht sie Geld, um in anderes zu investieren?

Die jährlichen Netto-Mieteinnahmen für die zehn Wohnungen betragen jetzt rund 221 000 Franken. Wird die Liegenschaft für 11,1 Millionen oder mehr verkauft, werden die Mieten auch bei einem kostendeckenden, nicht missbräuchlichen Mietzins steigen. Heisst also: Alle Mieter:innen raus, sanieren und für mindestens das Doppelte vermieten?

Ja, bei so einem Verkaufspreis ist die Gefahr gross, dass die Mieten stark angepasst und die jetzigen Mieter:innen verdrängt werden. Ich kenne die Bausubstanz nicht, aber dieser Preis liegt vermutlich hart an der Grenze zum Missbräuchlichen. Man kann es aber auch relativieren, denn Eigentumswohnungen in Zürich kosten leider inzwischen auch zwischen ein und zwei Millionen, je nach Grösse und Standard.

Welcher Preis wäre angemessen?

Rechnen wir umgekehrt. Kapitalisiere ich die jetzigen Mieteinnahmen mit einer Bruttorendite von circa 5 Prozent, dann wären wir bei rund 5 Millionen. Das wäre aber sicher nicht ein angemessener Verkaufspreis, da kommen noch weitere Kosten dazu. Bestimmt muss man einiges machen und auch der freie Markt darf etwas mitspielen. Aber zwischen 5 und 11 Millionen liegen Welten.

Der freie Markt soll spielen, appellieren Sie also an die Verantwortung der Immobilienbesitzer:innen?

Ja, in solchen Fällen wäre es wünschenswert, wenn sich die Verkäuferschaft aktiv gegen solche hohe Verkaufspreise entscheidet. Wer ein solches Haus für über 11 Millionen kauft, kann die jetzigen Mieten nicht halten – ausser er:sie legt selbst drauf und kauft aus Wohlwollen. Man sagt immer, «der Markt bezahlt das eben und die Bodenpreise sind nun einmal hoch» – aber wer sagt, dass man sich darauf einlassen muss? Der Bodenpreis darf auch tiefer angesetzt werden. Wohnen ist ein Grundrecht, es soll für alle möglich sein. Die Eigentümerschaft darf und soll jedoch auch verdienen. Die Höhe ist entscheidend.

Machen solche Häuserverkäufe die Stadt kaputt?

Ja. Alle wünschen sich die Durchmischung, dafür muss man aber auch etwas tun, denn durch solche Verkäufe geht sie verloren. Vor 25 Jahren war dieses Quartier mit der Weststrasse nicht wahnsinnig beliebt. Es ist schön, wie sich dieser Teil von Wiedikon entwickelt hat, und darum ist es umso wichtiger, dass das Quartier nicht ausverkauft wird, sodass nur noch Menschen mit hohem Einkommen hier wohnen können.

Was aber je länger, je mehr geschieht.

Der Ruf nach Regulierung wird immer lauter und auch Enteignungsfantasien, wie sie die Linke pflegen, lassen sich mit dem Schweizer Eigentumsverständnis jedoch kaum vereinbaren. Der freie Markt wird hier hochgehalten.

Wie könnte man den Markt regulieren?

Der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt. Die Stadt könnte einen maximalen Bodenpreis je nach Quartier festlegen oder die Mieten proaktiver kontrollieren, denn der Wohnungsmarkt wäre durch das Mietrecht eigentlich reguliert – per Bundes-

gerichtsentscheid gilt die Rendite mit maximal zwei Prozent über dem Referenzzinssatz als nicht missbräuchlich. Nur kontrolliert das niemand, Mieter:innen müssen sich von sich aus wehren. Es ist ein schwieriger Schritt, neu einzuziehen und dann innert 30 Tagen gegen die Eigentümerschaft zu klagen. Auch könnte man beispielsweise Leerkündigungen erschweren. Oft ist es nicht un-

«Private und institutionelle Vermieter:innen sind nicht per se böse»

Karin Weissenberger

bedingt nötig, dass aufgrund einer Totalsanierung gekündigt werden muss.

Was halten Sie von der kantonalen Volksinitiative, die ein Vorkaufsrecht für Zürcher Gemeinden fordert?

Solche Gedanken machen durchaus Sinn. Auch ein Vorkaufsrecht für Genossenschaften würde ich begrüssen. Aber ein Vorkaufsrecht bedeutet nur, dass der höchste gebotene Preis den Vorkaufsberechtigten mitgeteilt wird und diese dann die Möglichkeit haben, zu diesem Preis zu kaufen. Ein Vorkaufsrecht deckelt jedoch weder die Preise noch durchbricht es die Preisspirale.

Ist die bundesgerichtliche Nettorendite von 2 Prozent über dem Referenzzins ein Thema unter Eigentümer:innen?

Ja, sehr. Wir von Casafair propagieren, diese Rendite bei der Mietzinskalkulation auch einzusetzen. Wir haben viele Eigentümer:innen, die das Gefühl haben, sie dürfen keine Rendite machen. Sie trauen sich nicht, eine angemessene Verzinsung zu verlangen, weil sie das Gefühl haben, das sei nicht in Ordnung. Das ist aber ein Trugschluss! Sie brauchen das Geld, unter anderem auch für Rückstellungen. Können sie nichts auf die Seite legen und stehen auf einmal grössere Renovationen an, gibt es Probleme. Das dient auch den Mieter:innen nicht. Eigentümer:innen, die finanzielle Schwierigkeiten bekommen, verkaufen dann – heisst, die Mieten gehen rauf. Hier braucht es viel Aufklärung. Eine angemessene Verzinsung

kommt langfristig den Mieter:innen zugute. Und ich spreche nicht von Wucher, sondern von Werterhaltung und Reinvestitionen. Die kostendeckende Miete sollte flächendeckend durchgesetzt und im Mietrecht verankert werden, das wäre bahnbrechend.

Nicht alle Eigentümer:innen und Investor:innen fänden das wohl bahnbrechend.

Diese 2 Prozent über dem Referenzzins sind eine gute Verzinsung. Denn wo bekommt man heute bei Investitionen noch eine solche Verzinsung? Banken geben 0 Prozent, wenn nicht gar Minuszinsen. Die Kostenmiete ist transparent, eine faire Verzinsung und führt zu fairen Mietpreisen. Es werden Kauf- oder Baupreis berücksichtigt, Fremdkapital, Eigenkapital und Ausgaben. Alles Daten, die nach einem Kauf bekannt sind, beziehungsweise gut eingesetzt werden können. Fair heisst aber nicht gleich günstig: Baust du neu oder kaufst ein Haus für 11 Millionen, kann auch der kostendeckende Mietzins hoch sein.

Auf dem Zürcher Immobilienmarkt sind der Staat und die Genossenschaften die Guten und die Privaten die Bösen. Casafair will als Verband faire Wohneigentum fördern, wo stehen Sie in diesem Spannungsfeld?

Mittendrin. Werft private und institutionelle Vermieter:innen nicht in einen Topf, sie sind nicht per se böse! Viele Private sind unauffällig und vermieten Liegenschaften fair. Wären sie böse, dann würden sie ihre Häuser auf den Markt werfen, um den grösstmöglichen Profit herauszuholen. Und meiner Meinung nach ist es nicht die Hauptaufgabe des Staates, Wohnraum zur Verfügung zu stellen. Er kann den Markt höchstens teilweise regulieren.

Die Stadt Zürich hat aber mit dem Drittelsziel einen klaren Auftrag. Bis 2050 soll der Anteil von gemeinnützigen Wohnungen auf ein Drittel erhöht werden.

Absolut, Zürich als Gemeinde oder auch andere Städte haben sich selbst solche Ziele gesetzt. Aber auch die Stadt kann nicht unter dem Wert vermieten oder gar draufzahlen. Die Stadt hat Verpflichtungen und muss diese erfüllen. Zudem sind Mieterträge auch für Zürich wichtig, damit man wieder reinvestieren oder andere Liegenschaften kaufen kann.

Wenn die Stadt das Drittelsziel erreicht hat, kommt schon wieder alles gut mit den Mieten – warum ist diese Haltung utopisch?

Haben wir eines Tages das Drittelsziel erreicht – was bis 2050 unmöglich scheint –, gibt es ja immer noch die anderen zwei Drittel, die vogelfrei sind. Darum braucht es auch auf dem freien Markt gewisse Regulierungen und Ziele. Spekulation muss unterbunden werden.

Seit 2010 haben sich die Bodenpreise in der Stadt Zürich mehr als vervierfacht. Heute kostet



Karin Weissenberger vor der Liegenschaft an der Zurlindenstrasse im Kreis 3.
(Foto: Lara Blatter)

ein Quadratmeter gut 8000 Franken. Wie konnte es passieren, dass innert zehn Jahren die Preise derart explodiert sind?

Mehr Menschen sind nach Zürich gekommen, die Stadt ist begehrt und attraktiv – was passiert? Noch mehr Menschen kommen und es braucht Wohnraum. Der Wohnungsmarkt funktioniert wie andere Produkte: Steigt die Nachfrage, nicht aber das Angebot, so steigen die Preise. Zudem wird heute nicht gebaut wie vor 50 Jahren, wir haben keinen Platz und auch keine Baupreise wie damals. Hier im Quartier hat man verpasst, einzugreifen – gerade wenn es um grössere Areale oder Projekte geht. Aber es gibt noch wenige Orte, an denen man eingreifen kann, bevor verkauft und teuer verbaut wird.

Auf dem Neugass-Areal, das der SBB gehört, wollte man eingreifen. Im September 2022 nahm die Stadtzürcher Stimmbewölkerung die Neugasse-Initiative knapp an. Die Forderung: Die Stadt soll das Areal kaufen und darauf gemeinnützige Wohnungen bauen. Nur wollen die SBB das nicht, jetzt steht das Areal still.

Ja, das ist die Gefahr, wenn man in den Markt eingreift. Die SBB haben viele Liegenschaften, die Stadt sollte mit ihr verhandeln. Auf ewig wird das Neugass-Areal nicht stillstehen.

Nochmals zurück zur Zurlindenstrasse. Würden Sie einer Kund:in raten, eine Liegenschaft wie diese zu kaufen?

Nein, ich würde vom Kauf abraten, der Preis scheint mir überrissen – auch wenn die Verkäufer:innen ihn am Ende bekommen werden. Hast

du genügend Geld und bist nicht auf eine Top-Verzinsung angewiesen, dann ja, kauft solche Häuser, damit sie vom Markt sind. Aber das wäre dann reiner Goodwill, denn so vernichtest du dein Geld. Dann suchst du lieber weiter nach einer anderen Liegenschaft, die günstiger ist.

Aber wo gibt es das im Raum Zürich?

Fast nirgends. Wir brauchen mehr Verkäufer:innen, die den Grundgedanken teilen, dass sich die Immobilienbranche auch ändern kann. Eigentümer:innen, die nicht das Maximum raus holen wollen, rate ich, mit den Mieter:innen zu sprechen – oft sind diese an einem Kauf interessiert.

Wer kauft schlussendlich solche Häuser für über 11 Millionen?

Selten Private, meistens Versicherungen oder Pensionskassen. Und sie werden sanieren müssen, um den Unterhalt zu gewährleisten und damit sie entsprechende Mietzinsen verlangen dürfen, nur so wird es sich für sie finanziell lohnen.

ZUR PERSON

Karin Weissenberger ist ehemalige Co-Präsidentin von Casafair Zürich, dem Verband für umweltbewusste und faire Wohneigentümer:innen. Aktuell leitet sie das Beratungsteam von Casafair Schweiz. Die selbstständige Immobilienfachfrau verwaltet diverse Liegenschaften im Raum Zürich und ist zudem Schlichterin an der Schlichtungsbehörde des Mietgerichtes und SP-Mitglied.

«Leistungslose Gewinne treiben die Mieten in die Höhe»

Das Wochengespräch im P.S. vom 24. März mit dem Titel «Nur weil der Staat baut, gehen die Mieten nicht automatisch runter» dürfe so nicht stehen gelassen werden, findet die Arbeitsgruppe Architektur+Städtebau Zürich. In der folgenden Replik legt sie dar, weshalb sie zu diesem Schluss kommt.

Horst Eisterer*

Tatsächlich beklagen wir mit Frau Wälty einen schmerzlichen Überhang einer Nachfrage nach bezahlbaren Wohnungen in unserer Stadt. Die Mieten sind freilich wesentlich tiefer, wenn die öffentliche Hand – noch besser Genossenschaften oder Selbsthilfegenossenschaften im Baurecht – bauen. Die Aussage, durch eine extrem forcierte Bautätigkeit könne ein vernünftiger Wohnungsmarkt geschaffen werden, ist spekulativ und im Beitrag nicht belegt. Dies deshalb, weil der Bodenmarkt monopolistisch und eigentlich gar kein Markt ist. Der Glaube, das Angebot könne mit intensiverer Bautätigkeit in absehbarer Zeit die Wohnprobleme lösen, ist unrealistisch, sowohl politisch als auch hinsichtlich der Kapazitäten des Baugewerbes. Zudem werden, wenn schon, die falschen Wohnungen gebaut, mit hohen Marktmieten, die eine durchmischte Gesellschaft ausschliessen.

Einseitig und technokratisch

Mit jeder Verdichtung und Verbesserung der Lagegunst steigen die Bodenpreise und Mieten. Wie in absehbarer Zeit und auf einer «Grossbaustelle Zürich» soviel neuer Wohnraum zu schaffen wäre, um die Preise zu senken, bleibt das Geheimnis der jungen Forscherin. Unsere sehr sorgfältig auf die Bedürfnisse der Quartiere austarierte Bau- und Zonenordnung auf den Kopf zu stellen und die Ausnutzungsziffern stark anzuheben, ist wohl schon politisch in absehbarer Zeit unmöglich.

Zudem übersieht der Beitrag die Frage, wie sehr wir Zürcherinnen und Zürcher die Stadt umkrepeln und verdichten lassen wollen. Lassen solche Verdichtungsvisionen nicht auch ein gerüttelt Mass an Sensibilität für unsere Demokratie vermissen? Was aber besonders stört ist, dass die Stadtentwicklung, die Behausungs- und Wohnungsfragen viel zu einseitig und technokratisch auf ein quantitatives Problem reduziert werden. Stadtbaukunst und Städtebau sind höchst komplexe Disziplinen, bei denen eine undifferenzierte Brechstange mehr Schaden anrichtet, als dass Probleme gelöst würden.

Vielleicht ein Systemfehler?

Entscheidende Probleme, die sich aus unserem liberalen Bodenrecht ergeben, bleiben weitgehend ausgeblendet. Sie sind in hohem Masse dafür ver-

antwortlich, dass sogar in der Stadt Aufgewachsene gezwungen sind, die Stadt zu verlassen (der Immobilienexperte Donato Scognamiglio sagt im Schweizer Fernsehen charmant lächelnd, wer sich die Stadt nicht leisten könne, solle halt aufs Land ziehen...). Solange Boden juristisch nicht als einzigartig, ortsgebunden, unverzicht- und unvermehrbar behandelt wird – wie Luft und Wasser – und vielmehr wie Birchermüesli die Hand ändern kann, werden leistungslose Gewinne die Mieten weiterhin in die Höhe treiben. Selbst Pensionskassen finanzieren sich dann durch derart hohe Mieten, dass sich deren Mieter keine gute Altersvorsorge leisten können und dem Konsum viel Geld entzogen wird. Vielleicht ein Systemfehler?

Die Grundstückspreise explodieren parallel zu der von Frau Wälty gepriesenen Verdichtung. Die hohen Mieten können sich in der Folge nur Bessergestellte leisten. Diese belegen erfahrungs-

Wem gehört die Stadt? Will die überwiegende Mehrheit der Zürcher:innen nach so extremen Vorstellungen verdichtet und gestapelt werden?

gemäss weit mehr Wohnfläche als die 48m², die im Schweizer Durchschnitt pro Kopf beansprucht werden. Also viel Bauvolumen, weniger BewohnerInnen und kaum Verdichtung. Ohne bodenrechtliche Eingriffe (wie das Limitieren der Bodenpreise) dürfte sich daran zukünftig nichts ändern.

Wer Zürich derart rigoros über den Haufen werfen und in die Höhe treiben will, muss selbstverständlich dasselbe auch mit dem Regelwerk, der Bau- und Rechtsordnung tun, deren Vorzüge nicht einmal in Betracht gezogen werden. Wie lange dauert das in unserem demokratischen Staat? Es wäre nota bene im Voraus zu belegen, dass bei einer Lockerung des Regelwerkes, die durch die neuen Hochhausrichtlinien vorbereitet wird, der steigende Bedarf an guten und preiswerten Wohnungen befriedigt werden könnte. Denn

hochtechnisierte Hochhäuser sind definitiv arg umweltschädlicher und 20 bis 40 Prozent teurer als der Flachbau in einfacher, umweltgerechter Bauweise – also definitiv nichts für Wenigverdienende oder Familien mit Kindern oder für eine sozial durchmischte Gesellschaft. Die grossen Anstrengungen, das vielzitierte Wohnhochhaus auf dem Koch-Areal sozialverträglicher zu machen, sind anerkennenswert. Das bekommt man alles im verdichteten bodenständigen Flachbau mit wesentlich geringerem Aufwand auch. Das Gewebe der horizontalen Stadt ist in jedem Falle billiger als teure Türme.

Wir müssen die Frage noch einmal stellen: Wem gehört die Stadt? Will die überwiegende Mehrheit der Zürcherinnen und Zürcher nach so extremen Vorstellungen verdichtet und gestapelt werden? Abgesehen davon, ob man sich Hochhauswohnen leisten kann, zeigen Befragungen, dass die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung nicht in Hochhäusern leben will, sondern ganz normal mit Bodenbezug, ohne dauernd auf die Nabelschnur des Aufzuges angewiesen zu sein.

Hochhäuser sind nicht notwendig

Wir haben aber doch noch eine gute Nachricht: Die Dichten, die Frau Wälty vorschlägt, sind nach unserer groben Einschätzung mit dem verdichteten Flachbau bis zu sechs Geschossen durchaus kompatibel. Paris ist beispielsweise viermal dichter als unsere Stadt. Das heisst, dass selbst bei solchen Dichtevorstellungen die umweltbelastenden und ein soziabiles, gemeinschaftliches Leben erschwernenden Hochhäuser gar nicht notwendig sind. Auch die Hochhaus hype des Amtes für Städtebau und die Umkrepelung des Bau- und Zonenplanes ist überflüssig. Letztere bedient vor allem Anleger:innen, die Grundstücke zugunsten einer hohen Rendite übernutzen wollen. Sie ist nicht im Interesse der in dieser Stadt lebenden Menschen. Die im Richtplan vorgesehenen Verdichtungs zonen genügen. Die strikte Trennung von Wohnen und Arbeiten bedient noch alte Vorstellungen der Moderne. Auch das Gewerbe ist wichtig, sichtbar in den Sockelgeschossen und grosszügigen Höfen. Erst das macht die Stadt aus!

Zur «Stadt der kurzen Wege» ist zu sagen, dass Aufzugsstädte viel längere Wegzeiten nach sich



Zürich kann auch dicht – ohne Hochhäuser, versteht sich. (Foto: Horst Eisterer)

ziehen als die dichte horizontale Stadt. 60 Meter zu Fuss gehen ist eine Kleinigkeit. Zwanzig Geschosse mit dem Aufzug zu überwinden ist das weitaus grössere Hemmnis. «Ob Weiterbauen im Bestand reicht» oder ein Ersatzbau erfolgt, wie formuliert wird, wirft nicht nur die Frage auf, wieviel Volumen mit dem Ersatzbau angehäuft werden kann, sondern muss im Hinblick auf die Klimakrise beantwortet werden. Eine neu zu schaffende Umbauordnung muss den Ersatzbau zur Ausnahme werden lassen!

Frivoler Vergleich

Zürich mit New York zu vergleichen, erscheint uns als ziemlich frivol, eine Stadt mit einer gigantischen Umweltbelastung und ebensolchem Energieverbrauch – das Ende einer nur auf Macht, Geld und Höhe ausgerichteten postkapitalistischen Entwicklung. Eine moderne, zukunftsfähige Stadt muss fundamental anders sein. Wie neue Forschungen und Beispiele aufzeigen, steht dabei der urbane und verdichtete Flachbau im Vordergrund.

Die Vorschläge von Frau Wälty zielen darauf ab, möglichst schnell ein Mengenproblem zu lösen, ohne Rücksicht auf die wirklichen Bedürfnisse der Menschen und noch weniger auf die Ökologie und den Klimawandel. In unserer Kultur haben die Menschen und insbesondere die Kinder ein Bedürfnis nach ausreichend Freifläche und

tiefwurzelnde grosse Bäume auf dem gewachsenen Boden, ohne Betontiefgaragen. Darauf nimmt der hier besprochene Beitrag kaum Rücksicht. Wir wollen keine Verdichtung wie in China, wo Menschen überwacht werden und die freie Meinungsäußerung ins Gefängnis führt. Wir wollen zuträgliche Dichte, nicht Vermassung.

Mehr Kosten- statt Marktmiete

Im Gegensatz zur Meinung von Frau Wälty sind die Mieten, wenn die öffentliche Hand oder Genossenschaften bauen, um 20 bis 30 Prozent billiger, weil diese nach Kostenmiete und nicht nach

Die qualitativen Merkmale einer Stadt (...) bleiben auf der Strecke, wenn das Behausungsproblem auf die Quantität reduziert wird.

Marktmiete berechnet werden. Die Behauptung, dass diese durch die Mangellage profitieren, ist faktenwidrig. Auch die Aussage, ein Nachfrageüberhang führe zu tiefen Mieten, ist nicht nachvollziehbar. Vielmehr führt Lagegunst und die Anbindung an den öV zu hohen Bodenpreisen und Mieten.

Die Empfehlung, unser Zürich müsse endlich Stadt werden, ist unbehelflich. Urbanität braucht tatsächlich eine gewisse Bau- und Bewohnerdichte. Unsere Stadt wird aber nicht urbaner, weder räumlich, ökologisch noch sozial, wenn Menschen beliebig und masslos übereinander gestapelt werden. Menschen sind keine Füllmasse für Zinsmaschinen. Die schönsten europäischen Städte sind dicht und liegend – abgesehen von einzelnen herausragenden Merkmalen, zudem umweltgerecht und zukunftsfähig. Die qualitativen Merkmale einer Stadt, städtebaulich wie humanwissenschaftlich betrachtet, bleiben auf der Strecke, wenn das Behausungsproblem auf die Quantität reduziert wird.

Die zukunftsfähige Stadt ist eine transformationsfähige Ablagerung menschlicher Arbeit und kann sich, ob in alten oder neuen Quartieren, weiterentwickeln. Die Stadt der Häuser als Bausteine zur Bildung schöner öffentlicher und privater Räume – Strassen, Plätze, Gassen, Höfe – ist dicht. Dagegen steht die rücksichtslose Verklotzung unserer Quartiere mit Baugiganten. Alle Betrachtungsweisen, welche die Stadtentwicklung auf das zweifellos akute Mengenproblem reduzieren, müssen scheitern.

* Horst Eisterer ist Mitglied der Arbeitsgruppe Architektur+Städtebau Zürich

Die Dystopie unter der Wasseroberfläche

Der revitalisierte Furtbach sieht heute aus, als wäre er vom Einfluss des Menschen verschont geblieben. Trotzdem bewegt sich im Flussbett fast nichts. Eine Reportage über eines unserer vielen stark belasteten Gewässer.

Sergio Scagliola



Der Gewässerbiologe in Aktion: An ungefähr acht Stellen in diesem Abschnitt des Furtbachs entnimmt Patrick Steinmann Proben aus dem Flussbett und analysiert sie später im Gewässerschutzlabor des Awel. (Bild: Sergio Scagliola)

Gewässerbiologe Patrick Steinmann steht bis zur Hüfte im Furtbach. Er wühlt mit einem etwas überdimensionierten Kescher an verschiedenen Stellen im Flussbett herum und hievt immer wieder Erde und Geröll in eine Plastikschaale. Vorsichtig wäscht er sie aus, entfernt einige Steine und sonstige grössere Objekte und kniet sich zur genaueren Betrachtung seines Fangs hin. Eigentlich sollte es im Bett eines fliessgewässers nur so von kleinen Organismen wimmeln. Aber: In der Probe aus dem Furtbach regt sich fast nichts. Obwohl wir an einem revitalisierten, naturnahen Abschnitt stehen, wo die Natur wieder relativ unberührt aussieht. Patrick Steinmann kommt schon seit zehn

Jahren immer wieder hierher, wo von den Gemüesefeldern her Pestizide in den Furtbach fliessen, wo hundert Meter flussabwärts die Kläranlage Otelfingen und einige hundert flussaufwärts die ARA Furthof gereinigtes Siedlungsabwasser beisteuern. Ein Ökosystem existiert hier nur noch mit Müh und Not.

Anfang Jahr stellte Regierungsrat Martin Neukom im Gewässerschutzlabor des Amtes für Abfall, Wasser, Energie und Luft (Awel) den Gewässerbericht 2022 den versammelten Medien vor. Aus dem Bericht geht sehr kurz zusammengefasst hervor: Die Zürcher Gewässer waren schon in viel schlechterem Zustand, aber uneingeschränkt gut

geht es ihnen auch nicht. Ganz grundsätzlich gibt es für ein gesundes Gewässer drei Bereiche, die stimmen müssen: die Wasserqualität, also der chemische Aspekt, die Wasserquantität, also wieviel Wasser überhaupt fliesst, und zuletzt die Struktur des Gewässers, also wie Wasser fliesst, ob zubetoniert oder naturnah gestaltet. Wenn diese drei Bereiche «gesund» sind, müssten es auch die Biologie und das Ökosystem sein. Wieso bewegt sich also im Furtbach fast nichts?

Herzige Viecher

Patrick Steinmann, den ich während einem Vormittag bei seinen Untersuchungen im Feld

begleitet habe, hat mich auf der Hinfahrt schon über die herrschenden Zustände vorgewarnt. Alle vier Jahre analysiert er die Biologie im Furtbach – der Gewässerschutz begutachtet heute im Vierjahresturnus jedes grössere Fließgewässer. Proben werden entnommen, die Biologie untersucht, das Labor macht Chemie- und Sedimentanalysen. Das Spezialgebiet von Patrick Steinmann sind die Makroinvertebraten: kleine, wirbellose Organismen wie Krebse, Insekten oder Würmer und Schnecken. Eine im Vergleich zu ihrer Relevanz für Ökosysteme wenig beachtete Tiergruppe. Denn das Aushängeschild des Gewässerschutzes sind die Fische. Sie sind beliebt, nahbar, und wichtig. Patrick Steinmanns Makroinvertebraten hingegen sind weniger greifbar, für viele vielleicht ein bisschen «grusig». Zumindest unsympathischer als ein Fisch es wäre. Aber wenn es den wirbellosen Kleintieren nicht gut geht, geht es dem Fisch nicht gut. Fehlt der (durchaus niedliche) Bachflohkrebs, Coverstar des diesjährigen Gewässerberichts, fehlt auch die Bachforelle. Und im Furtbach geht es dem Bachflohkrebs gar nicht gut. Das Gewässer ist schon lange ein Problemkind des Kantons Zürich: Pflanzenschutzmittelintensiver Gemüseanbau, viel Siedlungsraum, drei Kläranlagen, das alles hat zur Folge, dass der Furtbach seit Jahrzehnten stark belastet wird. Und auch dieses Jahr ist er eines der am stärksten belasteten Gewässer im Kanton Zürich.

Seit Jahren werden hier in den Analysen der Gewässerqualität hohe Konzentrationen an Pflanzenschutzmitteln und Mikroverunreinigungen aus dem häuslichen Abwasser nachgewiesen. Bei einer Messkampagne von 2019 wurden etwa die Zielwerte bei mehreren Pestiziden mehr als hundertfach überschritten. Und ganz generell: Auch in den grossen und mittelgrossen Gewässern erfüllen laut Gewässerbericht erst 30 Prozent der Proben die Qualitätsanforderungen der Gewässerschutzverordnung, 2015 waren es erst lediglich 10 Prozent.

«Es reicht eben nicht, nur die Struktur des Gewässers mit einer Revitalisierung zu verbessern. Auch die Wasserqualität muss besser werden.»

Patrick Steinmann

Feldforschung

Aber zurück zum Gewässerbiologen, der bis zur Hüfte im Furtbach steht. «Vor zehn Jahren floss das Wasser hier noch in einem begradigten Kanal. Trotz Revitalisierung hat sich die Biologie nicht verbessert.» Die zuvor geäusserte leise Zuversicht von Patrick Steinmann, dass es dieses Jahr besser aussehen könnte angesichts der vielen Arbeit, die in den Furtbach gesteckt wurde, wird auch dieses Jahr enttäuscht. In der ersten Probe,



Hier fliesst der Dorfbach Otelfingen in den Furtbach. Im Hintergrund links befindet sich die ARA Otelfingen-Furtbach. (Bild: Sergio Scagliola)

vielleicht zwei Kilo Schlamm, Erde und Geröll in einer Plastikschiene, die der Gewässerbiologe später in Einmachgläsern zurück ins Labor bringt, bewegt sich fast nichts. Keine aufgeschreckten Kleintiere, kein unaufmerksamer Fisch, fast keine Viecher. Die Probe erscheint wenig lebendig. Was aber auch zu erwarten war. Patrick Steinmann weiss um den Handlungsbedarf, auch ohne den Blick in den Plastikbehälter. Und der Handlungsbedarf wird knappe dreissig Meter entfernt nochmals unterstrichen. Denn dort verläuft der Dorfbach von Otelfingen – ein begradigter Kanal entlang einer Landstrasse, der vom Wald her durch das Dorf und knappe zehn Meter nach der zweiten Stelle, wo Patrick Steinmann eine Probe entnimmt, in den Furtbach fliesst. Er steigt die Böschung hinab, stochert im künstlichen Flussbett herum, wühlt den Schlamm auf und lädt alles wieder in der Plastikschiene ab. Und zu meiner Überraschung: Kaum gibt der Biologe etwas Wasser ins Sediment, wimmelt und zappelt alles. Obwohl der revitalisierte Furtbach ganz oberflächlich eigentlich nach einem schöneren Habitat aussieht. Und alles Leben im Dorfbach fliesst einige Meter weiter in den quasi leblosen Furtbach. «Wenn wir fünfzig Meter flussabwärts wieder eine Probe nehmen, würde sich nichts bewegen», kommentiert Patrick Steinmann, und ergänzt: «Es reicht eben nicht, nur die Struktur des Gewässers mit einer Revitalisierung zu verbessern. Auch die Wasserqualität muss besser werden, damit ein vielfältiges Leben im Bach wieder möglich wird.»

Wir steigen wieder ins Auto und fahren den Feldweg entlang des Furtbachs flussaufwärts hinauf, vorbei am Golfpark Otelfingen zur letzten Probestelle, weil Regen einsetzt, was eine zuverlässige Probeentnahme erschwert. Aus derselben Richtung wie der Dorfbach, optisch auch sehr ähnlich angelegt, fliesst wieder ein begradigter Kanal in den Furtbach: der Bännegraben. Hier wurde 2019 die höchste Konzentration an Mikro-

verunreinigungen im Kanton Zürich festgestellt – Insektizide in einer 1262-fachen Konzentration der Zielvorgabe. Im Wasser des Grabens steht ein Metallzylinder – eine Pumpe, die über längere Zeit stetig kleine Mengen Wasser auffängt, um eine zuverlässige Messung vornehmen zu können. Oberhalb des Grabens erstreckt sich ein Gemüsefeld zwischen Bännegraben und dem Weg entlang des Furtbachs. Und wie die Probe aussieht, kann auch ich als Laie mittlerweile denken: so leblos wie im Furtbach. Man merkt Patrick Steinmann die Frustration an: «Die Krebschen, die es vorher hatte, müsste es auch hier haben – in grossen Mengen. Das Gewusel, das wir vorher gesehen haben, fehlt hier komplett. Das ist nicht normal.» Dass sich dennoch ein bisschen Leben bewegt, besänftigt wenig: «Hier kriecht zwar ein Käfer, hier eine Libellenlarve, aber das sind auch extrem hartnäckige Viecher. Und der Käfer atmet nicht über Kiemen, sondern an der Oberfläche, wodurch er den Schadstoffen nicht so stark ausgesetzt ist. Deshalb leben die noch.»

Massnahmen und Regulierung

Obwohl alles andere als normal, sind solche Beispiele wie der Bännegraben keine Rarität. Der Verursacher für den so stark belasteten Lebensraum, der hier entstanden ist, befindet sich entlang des Grabens. Auch ein Blick in den Gewässerbericht offenbart einen eigentlich gut bekannten Hauptschuldigen – Pflanzenschutzmittel. Oder

ZUR PERSON

Patrick Steinmann ist wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Amt für Abfall, Wasser, Energie und Luft (Awel) im Bereich Oberflächengewässerschutz. Der Gewässerbiologe ist spezialisiert auf wirbellose Kleintiere, sogenannte Makroinvertebraten.

genauer: Pyrethroide, eine Gruppe synthetischer Insektizide, die bereits in einer Konzentration im Bereich Nanogramm (!) pro Liter hochtoxisch für Wasserorganismen sind. Es gibt zwar durchaus andere Schadstoffgruppen wie zum Beispiel Schwermetalle oder Arzneimittel, wo sich die Werte aber über die Jahre teils deutlich verbessert haben. Bei den Arzneimitteln ist übrigens Diclofenac, also der Wirkstoff, der beispielsweise in Voltaren vorhanden ist, hochtoxisch für Fische. Er gelangt über die Siedlungsabwasser in die Fließgewässer. Wie bei den Pyrethroiden reicht eine winzige Menge, um grosse Auswirkungen auf die Fauna zu haben. Der Gewässerschutz warnt schon lange vor solchen Stoffen, die Risiken – sowohl für das Ökosystem im Wasser als auch an Land – sind bekannt.

Massnahmen gegen die Abschwemmungen ins Gewässer gibt es durchaus: Die Waschplätze der Feldmaschinen müssen mittlerweile das Abwaschwasser in einem separaten Container auffangen. Und die Felder haben Pufferstreifen, die verhindern sollen, dass die Pestizide neben dem Gemüse landen. Auch am Bännegraben existiert all das. Aber es reicht offensichtlich nicht. Und die Schuld trägt nicht der Bauer: «Bei der Zulassung wird viel vorgeschrieben, die Bauern werden geschult, treffen die erarbeiteten Massnahmen, dass die Stoffe nicht in die Umwelt gelangen. Es gibt klare Vorgaben, was, wann, wie, wo und wie lange eingesetzt wird – der Bauer kann Pestizide nicht einfach nach Gutdünken einsetzen. Das ist alles reguliert.» Es fragt sich: Wenn der Bauer alles richtig macht, macht es auch die Maschinerie hinter Regulation und Zulassung? Deren Vorgehen sieht folgendermassen aus: Wenn es auch bei korrekter Anwendung zu einer übermässigen Pestizidbelastung im Gewässer kommt, müsste die Zulassung eines Produkts überprüft werden. Dieser Mechanismus wird durch die revidierte Ge-



Links vom Landwirtschaftsbetrieb verläuft der Bännegraben. (Bild: Sergio Scagliola)

wässerschutzverordnung seit diesem Jahr ermöglicht. Eine Überprüfung erfolgt allerdings nur bei verbreiteter und wiederkehrender Überschreitung und nur für Stoffe, die in der Gewässerschutzverordnung explizit geregelt sind, was bisher erst für 19 Pflanzenschutzmittel und drei Arzneimittel der Fall ist. Und im Übrigen: Die Verkaufsmenge von Pflanzenschutzmitteln, die einen Wirkstoff mit besonderem Risikopotenzial beinhalten, und auch die der Pyrethroide, ist in den letzten zehn Jahren wenn überhaupt nur minim gesunken. Ein Rückgang der Verkaufsmengen ist lediglich bei den Herbiziden klar aus der Grafik im Gewässerbericht ersichtlich. Vielleicht muss also auch das Bewusstsein geschärft werden, was hier konkret überhaupt auf dem Feld gesprüht wird.

Unbemerkter Kollaps?

Die Witterung lässt weitere Probeentnahmen nicht zu. Wir fahren zurück nach Zürich ins Gewässerschutzlabor des Awel, wo Martin Neukom einige Monate zuvor noch erklärt hatte, man habe Fortschritte gemacht. Aber, mit etwas Polemik, wieviel schlimmer kann es denn sein als quasi tot? Zumindest ein wenig muss relativiert werden: Im Furtbach hat sich die Wasserqualität verbessert. Die Belastung mit Mikroverunreinigungen ist aber immer noch weit von den Zielvorgaben entfernt – und der Furtbach längst nicht das einzige belastete Fließgewässer. Insektizide sind zudem auch nicht das einzige Problem.

Strassenabwasser und Verkehr, Belastungen durch Siedlungsgebiete, die per Kläranlage in Fließgewässer geleitet werden, die Industrie – alle diese Aspekte tragen dazu bei, dass es den Gewässern seit Jahrzehnten nicht gut geht. Und vielleicht hat man die Auswirkungen auch erst zu spät erkannt. Patrick Steinmann erklärt: «Der Artenschwund, der an Land festgestellt wird, ist in den Gewässern schon früher passiert. Die Mengen an Chemie, Gülle und Abwasser, die wir in den 1950er- und 60er-Jahren die Bäche heruntergespült haben, hatten sicher einen grossen Artenverlust zur Folge, der nicht erkannt wurde. Heute stellen wir eine leichte Erholung fest, aber wir sind sicherlich weit von der Artenvielfalt von vor 100 Jahren entfernt.»

Das zeigt sich im Gewässerbericht beispielsweise im Fischfang, wo ein Kollaps durchaus erkennbar ist. In den frühen 1980er-Jahren stürzt die Zahl der gefangenen Fische in den Keller. Grössere Fischsterben häufen sich in derselben Zeit – sind heute aber wieder zurückgegangen. Was nicht unbedingt positiv ist: «Nur weil es weniger Fischsterben gibt, heisst es nicht, dass es den Fischen gut geht – es gibt einfach sehr viel weniger Fische, die bei einer akuten Gewässerverschmutzung sterben könnten.»

Zusammengefasst: Seit Pflanzenschutzmittel grossflächig eingesetzt werden, sind unsere Fließgewässer in unmittelbarer (und auch weniger unmittelbarer) Nähe zu Landwirtschaftsflächen zu einem Cocktail aus Wasser und unzähligen Giften geworden. Die Überschreitungen sind dabei zu-



Patrick Steinmann wadet durch den Dorfbach Otelfingen. (Bild: Sergio Scagliola)

mindest heute selten so dramatisch wie bei den Pyrethroiden. Aber nicht nur Pflanzenschutzmittel sind Schadstoffe. Viele Werte aus anderen Schadstoffquellen, die früher in viel zu grossen Mengen in natürliche Ökosysteme gelangt sind, haben sich verbessert. Dennoch werden wir auch in Zukunft die dramatischen Ausreisser, Pyrethroid-Namen gefolgt von einem tiefroten Kästchen und darin einer mehrstelligen Zahl erwarten müssen, solange das regulatorische System sie nicht verbietet. Sie «sicher» zu machen, scheint unrealistisch angesichts der winzigen Mengen, die ins Wasser gelangen müssen, um dieses sozusagen unbewohnbar zu machen.

«Wenn wir nur fünf bis zehn Stoffe aus dem Verkehr ziehen würden, hätten wir eine komplett andere Situation. Es sind einige wenige Sünder, und diese Sünder können wir benennen.»

Patrick Steinmann

Vielleicht braucht es aber gar nicht so viel Effort. Schliesslich ist die Zahl der hochproblematischen Stoffe eine kleine, wie Patrick Steinmann schon auf der Hinfahrt erklärt hatte: «Es ist nicht so, dass man generell alle Pflanzenschutzmittel verbieten müsste. Wenn wir nur fünf bis zehn Stoffe aus dem Verkehr ziehen würden, hätten wir eine komplett andere Situation. Es sind einige wenige Sünder, und diese Sünder können wir benennen.»

Geschacher

Drei den Islam für sich in Anspruch nehmende Kräfte ringen um den Machterhalt.

Der Grossimam der Azhar-Universität in Kairo, dem theologischen Epizentrum des sunnitischen Islam, ist tot. Tarik Saleh erzählt in «Cairo Conspiracy» anhand der Erlebnisse des Fischersohnes Adam (Tawfeek Barhom), dem aufgrund seiner Begabung ein Stipendium für Koranstudien gewährt wurde, wie sehr die primär politischen Kräfte ihre Anstrengungen intensivieren, um einen ihnen genehmen Nachfolger bestimmen zu können. Die Muslimbrüder, der staatliche Geheimdienst und der Klerus sind in der Wahl ihrer Mittel recht verschieden, was den Film wie nebenbei zu einer regelrechten Aufklärung darüber macht, wieso die Unterscheidung zwischen dem Glauben und dessen politischen Instrumentalisierung anzuerkennen so zentral ist.

Adam wird vom Geheimdienst erpresst, also angeworben, um die starke Gruppe der Muslimbrüder zu infiltrieren, nachdem sein Vorgänger einem spektakulären «Unfalltod» erlegen war. Über diese Vorgeschichte wie auch die Manipulationen der Wahl eines neuen Grossimams müssen um jeden Preis unter dem Deckel gehalten werden. «Cairo Conspiracy» zeigt auch anhand des Favi-



ten, eines blinden Imams, wie klein der Spielraum für den Klerus, also dem allein religiös begründete Anspruch nach Führung ist. Der blinde Imam stellt sich als Mörder von Adams Vorgänger der Polizei. Die kann ihn aber nicht anklagen, weil das Hanebüchene daran somit offensichtlich würde, ihn nicht einsperren geht aber auch nicht, weil zumindest der Anschein einer unabhängigen Justiz aufrechterhalten bleiben muss. Die Weisheit des Klerikers zeigt sich erst spät im Film, denn das recht subversive Unterwandern der Bemühungen der beiden anderen Kräfte enthebt diese zugleich auch der Möglichkeit, ihn zu widerlegen, unglaublich zu machen oder ihm das Wort noch mehr zu verbieten, als es sowieso schon eingeschränkt ist. Ein ungemein subtiler Film, der sehr vieles des ägyptischen Machtgerangels in einen Thriller verpackt erklärt. *froh.*

«Cairo Conspiracy» spielt im Kino RiffRaff.

Stillschweigen

Darüber spricht man nicht, schon gar nicht in Kreisen des katholischen Klerus.

Zuletzt werden es sechs – heute erwachsene – Kinder, die von insgesamt vier Müttern geboren worden waren. Die meisten Mütter waren sehr jung, als der nur Toni genannte Priester sie unter seiner Obhut hatte und sie unter wechselnden faden-scheinigen Gründen bat, ihm näherzukommen. In den Nachkriegsjahren war sexuelle Aufklärung noch ein kaum bekannter Begriff, also verstanden die jungen Mädchen schon mal gar nicht, wie ihnen geschah.

«Unser Vater» ist eine Art Familienzusammenführung, während der Miklós Gimes den einzelnen Schicksalssträngen der Nachkommen, aber auch der noch lebenden Mütter nachgeht. Mit einem Besuch aller zusammen beim heutigen Bischof von Chur, Joseph Maria Bonnemain, kommt eine – heutige – offizielle Haltung der römisch-katholischen Kirche zu dieser Folge von Missbräuchen mit ins Spiel. Zuvorderst aber stehen die Lebensgeschichten von Tonis Söhnen und Töchtern, die mit einer Last zu leben lernen mussten, über deren Ursache – geschweige denn Wirkung – sie tunlichst im Ungewissen zu halten waren. Eine der Mütter sucht noch im hohen Alter die Schuld für



die damaligen Ereignisse bei sich selbst, eine andere gesteht, den Priester wahrlich geliebt zu haben. Für die Kinder blieb ihre Vorgeschichte so oder so ein extrem verkorkster Spiessrutenlauf zwischen Ahnungen und Tabus, Lügen und windigen Ausflüchten. Die meisten sind zuerst einmal baff darüber erstaunt, dass sie noch so viele Stiefgeschwister haben, und ihre Zusammenführung (nicht durch den Regisseur) bietet Gelegenheit für eine Hoffnung, die Altlasten im gemeinsamen Gespräch etwas besser einordnen ergo verkraften zu können. Denn Herkunft fällt nicht vom Himmel und wird verbreitet als profunder Teil der eigenen Identität wahrgenommen. Selbst wenns an der Vergangenheit nichts mehr zu rütteln gibt, sind die eigens entwickelten Knörze mit dem Wissen und einem künftig offene(re)n Umgang damit vielleicht ein-facher zu ertragen. *froh.*

«Unser Vater» spielt im Kino RiffRaff.

Langer Atem

Die Rache einer um alles betrogenen Frau ist ausdauernd, raffiniert und zielführend.

Die Banquierstochter Madeleine Péricourt (Léa Drucker) verliert am Tag der Beerdigung ihres Vaters, des grand Patron, beinahe auch noch ihren Sohn Paul (Octave Bousset und Nils Othenin-Girard), der sich aus lauter Schmerz aus dem ersten Stock des Maison Particulier auf den im Pferdewerk aufgebahrten Sarg wirft. Dann erklärt der Notar Paul zum Prinzipalerbe. Weil eine Frau 1927 noch weniger zu melden hat als hundert Jahre später, setzt sie mit Gustave Joubert (Benoît Poldervoorde) einen Geschäftsführer ein. Dieser fühlt sich in seinem Ehrgeiz als ewiger Zweiter ähnlich beleidigt zurückversetzt wie Madeleines Bruder Charles (André Pericourt) über die Frechheit seiner viel zu gering ausgefallenen Erbschaft. Gemeinsam mit dem Abgeordneten Charles Péricourt (Olivier Gourmet) schmieden die drei Herren,



die zudem in einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis stehen, eine Intrige, an deren Ende Madeleine und Paul komplett mittellos dastehen werden.

Paul erholt sich körperlich und beginnt für die damals grösste Operndiva Solange Gallinato (Fanny Ardant) zu schwärmen und schreibt ihr in seiner kindlichen Naivität einen sie dermassen anrührenden Brief, dass sie eines Tages tatsächlich vor der Türe steht und sich eine innige Freundschaft unter Ungleichen anbahnt. Madeleine ihrerseits findet im ehemaligen Chauffeur Monsieur Dupré (Clovis Cornillac) einen Unterstützer in ihrem Racheansinnen. Gegen ein – für ihre jetzigen Verhältnisse sehr hohes – Entgelt, wird er für sie zum Privatschnüffler. Dann stehen die Nazis in Paris und die Gemengelage verkompliziert sich weiter. «Couleurs de l'incendie» von Clovis Cornillac nach der eigenen Romanadaption von Pierre Lemaitre ist eine in vielerlei Hinsicht lesbare Abrechnung: mit dem Männerbündlerischen, mit dem Opportunismus der Kleptokratie, mit dem nahezu krankhaften Ehrgeiz und einer für gottgegeben angenommenen Weltfremdheit des Geldadels. *froh.*

«Couleurs de l'incendie» spielt im Kino Movie.

Ostersonntagmorgengedankengänge

Samstag, 8 April

8.30 SWR: «**Schüchtern, aber selbstbewusst.**» Andrea Lueg fragt, wie introvertierte Kinder zu stärken wären.

11.00 DLF: «**Hässlich, aber lebenswert.**» Spaniens Städte des Baubooms. Hans-Günter Kellner in der Reihe Gesichter Europas. Für manche sind sie schlicht ein ästhetisches Verbrechen, die neuen Stadtteile an den Rändern der spanischen Metropolen. Bis zu 700 000 Wohnungen entstanden beim Bauboom von 2000 bis 2007 jährlich. Vielen schienen die Betonwüsten von Anfang an zum Scheitern verurteilt, und tatsächlich fehlt dort manches. Schulen etwa, Parks, Sportanlagen. Doch jetzt nehmen Bewohner:innen die Gestaltung ihres Lebensraums oft selbst in die Hand...

17.00 SWR: «**Zeitgenossinnen.**» Irina Scherbakowa, Historikerin. Sie gilt als unermüdliche Kämpferin für ein demokratisches Russland, bemühte sich als «Memorial»-Mitbegründerin auch darum, Verbrechen der Stalin- und Sowjet-Ära aufzuarbeiten. Für ihr Engagement wurde sie mehrfach, zuletzt 2022 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. Nach dem russischen Angriff auf die Ukraine hat sie ihr Land verlassen.

19.00 SWR: «**Vampir Haarmann.**» Hörspiel von Jan Decker. Es war der Kriminalfall der Weimarer Republik schlechthin, das Wüten des Serienmörders Fritz Haarmann. Er tötete von 1918 bis 1924 insgesamt 27 männliche Jugendliche. Die bestialischen Taten spielten sich in Hannover ab, damals eine von Armut und Inflation geprägte Stadt. Lange blieben sie ungeklärt. Viel zu lange, fand der Philosoph und Publizist Theodor Lessing, der zu einem aufmerksamen Prozessbeobachter wurde, und seine Frau Ada Lessing, Journalistin und Politikerin, wird hier zur Erzählerin der Geschichte.

20.00 SRF 2: «**Herr Achternbusch, wie heißen Sie?**» Hörstück von Andreas Ammer und Herbert Achternbusch. Angekündigt als eine Hommage «an das biertrinkende Universalgenie» – gefertigt mit Texten und Gesprächsausügen des bayrischen Filmemachers und Dichters. Als er 2021 starb, hinterliess er nebst anderem gut 30 Filme, 50 Bücher, 28 Theaterstücke sowie Sprüche wie «Du hast keine Chance, aber nutze sie» ... Parallel dazu beim DLF: «**Der Smaragd**» von Donald Barthelme. Übersetzt aus dem amerikanischen Englisch von Friederike Roth. Produziert 1985!

21.00 SRF 2: «**Porträt einer Besessenen.**» Die lettische Komponistin Linde Leimane, von Annelis Berger vorgestellt in Musik unserer Zeit.

22.00 DLF: «**Poesie in jedem Ton.**» Die iranische Komponistin Aida Shirazi. Porträtiert von Sophie Emilie Beha im Atelier neuer Musik. Gleichzeitig bei SWR 2 Kultur die Jazztime: «Tiere, Kreaturen, Alter Egos im Jazz.» Franziska Buhre über das musikalische Spiel mit Verwandlungen. Und nach 23 Uhr folgt hier: «**Sounds of Still Lives.**» Hörstück von Catherine Milliken und Dietmar Wiesner mit Gedichten von Pablo Picasso.

23.00 DLF: «**Himmel, Hölle, Heilsversprechen.**» Eine Lange Nacht über den Traum von der Unsterblichkeit. Peter Kaiser präsentiert dazu sehr alte wie neuere Visionen.

Sonntag, 9. April

8.30 und 19.00 SRF 2: «**Marielle Franco – eine Märtyrerin der heutigen Zeit?**» In der Perspektiven-Sendung zu Ostern spürt Dorothee Adrian der Geschichte einer Brasilianerin nach, die 2018 in Rio de Janeiro erschossen wurde. Sie hatte sich als linke Lokalpolitikerin für Menschenrechte eingesetzt, speziell für afrobrasilianische, arme und lesbische Frauen. Als die Theologin Katharina Merian von diesem Mord erfuhr, beschäftigte sie das sehr. Sie



lernte Portugiesisch, reiste nach Brasilien und sprach dort mit Familienangehörigen, Freunden, Weggefährterinnen. Ihr sei es um die Theologie der Erinnerung gegangen, um eine «gefährliche Erinnerung», wie es der Theologe Johann Baptist Metz nannte. «Inwiefern lebt sie weiter in der Erinnerung, und inwiefern ermächtigt diese Erinnerung andere, den Einsatz für Gerechtigkeit fortzuführen?» Und am Morgen parallel bei SWR 2 Kultur: «In Krisenzeiten sind Utopien wichtiger denn je.» Stefan Selke, Soziologe an der Hochschule Furtwangen, mit aktuellen Gedanken zur ewigen Suche nach dem Wunschländ. «Die Gesellschaft braucht Mittel gegen die Resignation und das Gefühl allgegenwärtiger Hilflosigkeit. Wir sollten endlich lernen, (...) Zukunftsinvestitionen jenseits des Ökonomischen und Technischen in den Mittelpunkt unserer kollektiven Zukunftserzählungen zu rücken.»

9.30 DLF: «**Duldsame Geschöpfe.**» Der Mensch und sein Domestizierungsbaukasten. Essay von Patricia Görg. «Ohne domestizierte Tiere würde es unsere Lebensform nicht geben, aber ohne die Existenz des Undomestizierten wären wir noch viel ärmer.»

11.00 SRF 2: «**Zwei mit Buch.**» Pauken und gamen. Tonio Schachinger präsentiert in seinem «Echtzeitalter» ein Elitelymnasium in Wien als Mikrokosmos, welcher den Makrokosmos spiegelt.

12.00 SWR: «**Für Gott und die Welt.**» Ulrich Land über das Nass, mit dem Gottes Follower getauft werden. «Er lässt seinen Sohn über Wasser wandeln und sein Volk darin fast untergehen.»

12.40 SRF 2: «**Musik für einen Gast.**» Heute mit Ugonna Vitus Nwosu, Priester im Untergoms und Stürmer beim FC Ernen.

13.30 DLF: «**Zwischentöne.**» Musik und Fragen zur Person. Benedikt Bösel. 2022

als Öko-Pionier in Brandenburg zum «Landwirt des Jahres» gekürt.

14.00 SWR: «**Prinz Kaspian von Narnia.**» Hörspiel in zwei Teilen. Nach dem Roman von C. S. Lewis, den Lisa Tetzner anno 1951 aus dem Englischen übersetzte. Er gehöre «zu den grossen Klassikern der Weltkindertliteratur. Fortsetzung folgt morgen zur gleichen Zeit!

15.00 SRF 2: «**Through the Looking-Glass...**» Die Metapher des Spiegels. Eine Passage von Sabine Appel. «Er bringt die Wahrheit an den Tag, auch die unverkennbaren Zeichen des Alterns – und also den Tod.»

18.20 SWR: «**Die Causa Jeanne d'Arc.**» Berichterstattung nach Akten und Protokollen aus den Jahren 1431 und 1456. Ein dreiteiliges Doku-Stück von Kai Grehn. In der Vorschau gibt es einen Bezug zu Greta Thunberg: Eine junge Frau verleiht sich selbst moralische Autorität, marschiert in die Paläste der Mächtigen, kämpft an der Spitze von Vielen, um Grosses zu bewirken... Wie es der 17-Jährigen erging, die sich anno 1429 zu Frankreichs Thronfolger aufmachte, wird am Ostermontag und am 16. April zu hören sein. Siehe auch Tipp für den vormitternächtlichen Radioessay von heute!

20.00 DLF: «**Selling Out or Giving Up.**» Popmusik zwischen Kunst und Kommerz. Feature von Mike Herbstreuth.

23.00 SWR: «**Jungfrauen in Hosen.**» Über ein verhängnisvolles Kleidungsstück. Essay von Maria Wiesner. Jeanne d'Arc ist eins ihrer historischen Exempel.

Montag, 10. April

8.30 SWR: «**Die Bedeutung der Empathie für unser Überleben.**» Science Talk mit dem Psychosomatiker und Neurowissenschaftler Professor Joachim Bauer.

9.30 DLF: «**Neues Recht für eine neue Epoche?**» Der Verfassungsrechtler Jens Kersten im Gespräch mit Mathias Greffrath. Wiederholung vom März 2022. Zentral ist das Urteil des deutschen Verfassungsgerichts zum Klimaschutzgesetz, das ein «Recht der kommenden Generationen» in die Diskussion brachte.

15.00 DLF: «**Gentrifizierung auf Slowakisch.**» Die Kulturmetropole Bratislava im Umbruch. Report von Adalbert Siniawski und Lars Hendrik Beger.

Dienstag, 11. April

8.30 SWR: «**Fliegen mit gutem Gewissen?**» Stefanie Peyk und Antje Diekhans hinterfragen die Klimakompensation.

19.15 DLF: «**Leeres Konto, leeres Sparschwein.**» Vom Kampf um den Kindesunterhalt. Feature von Marie von Kuck und Charly Kowalczyk.

20.00 DLF: «**Die eingebildete Maske.**» Hörspiel von Johannes Mayr und Wolfram Höll. Auch als Corona-Update einer Molière-Komödie zu sehen.

Mittwoch, 12. April

8.30 SWR: «**Keine Angst vorm Wolf.**» Wie sich Nutztiere schützen lassen. Pascal Fournier erkundigte sich.

10.00 DLF: «**Wird Wohnen für viele unbezahlbar?**» Soziale Folgen von Klimaschutzplänen.

20.00 SWR: «**Vielstimmigkeit.**» Ein Feature von Yorck Kronenberg über die Polyphonie im Leben, im menschlichen Gehirn und in der Musik. Parallel bei SRF 1 im Spasspartout: «**Deutscher Kleinkunstpreis 2023.**» Und bei SRF 2 geht es in «**Musik unserer Zeit**» um Anna Lockwood.

21.00 DLF: «**Ja!**» Das Debütprogramm von Stefan Leonhardsberger. Susanne Lettenbauer über einen Schauspieler auf der Kabarettbühne.

Donnerstag, 13. April

8.30 SWR: «**Was bringt das Gendern?**» Dirk Asendorpf zu geschlechtergerechter Sprache.

15.00 SWR: «**Papa zu Hause?**» Günther Wessel zum langsamen Wandel der Vaterrolle.

15.30 SWR: «**Eschen**» und «**Sex, Tod, Pilze.**» Essays von Helen Macdonald.

20.00 SWR: «**Die Globalisierung verlangt Vermischung von Kulturen.**» Marlene Küster über den Bassisten und Sänger Alune Wade aus dem Senegal.

Freitag, 14. April

8.30 SWR: «**Frühe Atom-Euphorie.**» Joachim Radkau zur Epoche der Kernenergie in Deutschland. Mehr morgen!



15.00 SWR: «**Schwarze Jeanne d'Arc.**» Auf den Spuren der Sklavenbefreierin Harriet Tubman. Feature von Michael Marek und Anja Steinbuch.

20.00 DLF: «**Vatersein – eine Selbstbefragung.**» Fea-

ture von Philipp Lemmerich. «Neue Väter braucht das Land», forderte Ursula von der Leyen bei der Einführung des neuen Elterngelds. 15 Jahre später nehmen 40 Prozent der Väter eine Elternzeit, meist bleibt Care-Arbeit bei den Müttern... SRF 1 offeriert «**Leck mich!**» von Elisabeth Weilenmann. Beziehungs- und Sex-Apps im Hörspiel. Und bei SRF 2 geht es in einer «**Passage**» von Renate Maurer um Shirin Ebadi, eine der ersten iranischen Richterinnen sowie Friedensnobelpreisträgerin. Zweitausstrahlung am Sonntag nach 15 Uhr.

DLF/Deutschlandfunk – 100,6 und 105,1 MHz. SWR/Südwestrundfunk 2 – 90,4 und 97,9 MHz auf UKW sowie in digitalen Kanälen und Netzen. Die allermeisten dieser Sendungen finden sich auch im Podcast-Angebot!

Paul findet sich

Im Herbst 2002 besetzt eine Gruppe ein Geschäftshaus im Zürcher Stadtkreis 6, ein Brand beendet die Besetzung nach rund einem Jahr. Christina Hug schildert diese Hausgemeinschaft vor allem aus der Sicht des Maturanden Paul, der so etwas wie ein Gleichgewicht findet.

Koni Loepfe

Zu Beginn eines Artikels gehört die Bekanntgabe von Interessensbindungen: Ich kenne Christina Hug als Gemeinderätin politisch schon länger und seit ihrer Arbeit bei uns im P.S. auch persönlich. Dies führte dazu, dass ich mit dem Lesen des Buches überhaupt begann. Damit ist aber die Interessensbindung bereits zu Ende: Dass ich das Buch immer lieber las, hängt mit dessen wichtigsten Personen zusammen, die mich von Seite zu Seite mehr interessierten, die ich richtig lieb gewann und hoffte, dass sie den Rank finden.

Christina Hug gehörte selber teilweise zu den Hausbesetzer:innen und dieses knappe Jahr in dieser Gemeinschaft – eine Mischung aus Wohnen und Kulturbetrieb – prägt die Atmosphäre des Buches. Aber das Buch ist keine historische Analyse der Häuserbesetzung der Stadt Zürich oder gar dieses speziellen Hauses, sondern die Besetzung bietet lediglich den Rahmen, in dem sich eine Gruppe junger Leute entwickelte.

Im Zentrum steht Paul, dem es fürchterlich stinkt. Während seine besten Kumpels durch die Welt trampeln und dabei auch musizieren, wiederholt er die letzte Klasse vor der Matura. Zusammen mit dem Paar Lucas und Lou, seinen aktuellen Lieblingmenschen, und einem Dutzend anderen macht er sich auf, das Geschäftshaus zu besetzen. Er trottet eigentlich eher hinterher. Zu Hause hat er es bei seinen linken Eltern gut, dennoch treibt es ihn von zu Hause weg.

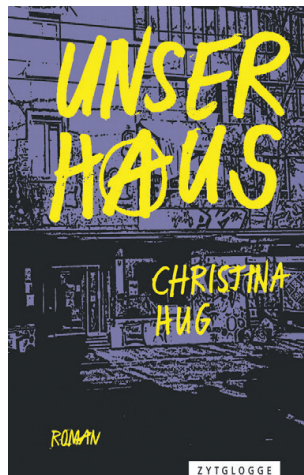
Lou besucht mit ihm die gleiche Klasse am Gymnasium, die beiden verbindet eine immer grössere Freundschaft, die erst ganz am Schluss zu einer Liebe werden könnte. Er beschäftigt sich einerseits noch mit seinem Liebeskummer; seine erste Freundin verliess ihn, weil er ihr zu unentschlossen war, worin er ihr im Prinzip recht gibt. Sein Ausweg ist fast immer das Kiffen und oft das Bier. Er verdient sich Geld im «Goldesel», kann vor allem zwischenmenschliche Situationen gut einschätzen, liebt das Schwatzen mit Herumhängen, im Prinzip die Musik, vernachlässigt aber sein eigenes Bassspiel, bis er sich in die Musikerin Ronja verliebt. Sie findet ihn zwar sympathisch, aber leider mehr nicht.

Das Buch schildert viele Situationen, in denen sich Paul in diesem Jahr befindet. Das ist einerseits das Gymnasium, das in seinen Augen vor allem aus Lehrer:innen besteht, die die Schüler:innen willkürlich schikanieren, wie etwa der Geschichtslehrer, der zudem den Freisinn im Gemeinderat vertritt. Zu seiner eigenen Überraschung muss er im Verlauf der Zeit feststellen, dass dies so nicht ganz zutrifft, ohne dass Szenen mit Auseinandersetzungen zwischen Lehrer:innen und Schüler:innen ihre Komik und auch einen gewissen Schrecken verlieren.

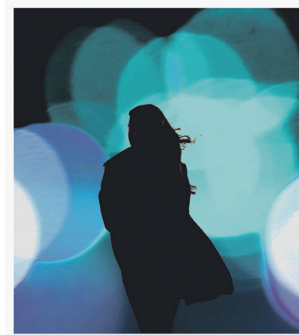
Der andere Teil ist das Leben im besetzten Haus mit der ganzen Gruppendynamik. Die Besetzung beginnt insofern gut, als der Hausbesitzer, die Genossenschaft ABZ, ihnen das Haus bis zum Abbruch sogar recht gerne überlässt. Die Regeln im Haus stellt die Haussitzung gemeinsam auf, wobei Lucas mit seiner Energie vieles anreisst und auch durchsetzt. Unter anderem das Prinzip, dass alle willkommen sind, so dass sich mit der Zeit eine recht bunte Mischung aus Punks, Hippies, einer Künstlerin und aus eher unbedarften Kleinmachos zusammenfindet; eine Szene, in der Party, Abhängen und Musik wichtiger als Politik ist, wobei man durchaus an die Demos der damaligen Zeit, vor allem gegen den Irakkrieg, gemeinsam ging. Fester Bestandteil wurde das Café im Haus, das auch organisatorisch ganz gut funktionierte, bis ein Gelddiebstahl zu einem Bruch führte. Neuer Aufschwung kam durch Thomy und seine Musiker, die eine Karriere am Starten waren und eine Initiative zu einem Kulturzentrum lancierten, das bei einem Teil der bisherigen Besetzer:innen keineswegs auf Sympathie stiess und dazu führte, dass Lucas ausflippte und schliesslich in der Psychiatrie landete. Das Haus, respektive die Gemeinschaft verlor an Zusammenhang, was zu einer Verlotterung führte, die im Brand endete.

Das alles wird vor allem aus der Sicht Pauls (und teilweise auch von Lou) geschildert und reflektiert, alles ohne aufdringliches Pathos oder grosse Botschaft, aber mit vielen Feinheiten, Lebensnähe und Sympathie für die Handelnden, die oft nicht viel taten, aber sich gut zuhörten. Das Buch ist ganz einfach ein Vergnügen zum Lesen und hat gute Figuren.

Christina Hug: **Unser Haus**. Zytglogge Verlag 2023, 231 Seiten, 33.90 Franken.



Krimi der Woche



GABRIELA KASPERSKI
ZÜRCHER VERSTRICKUNGEN
Kriminalroman
emons:

Programmänderung beim Zürcher Filmfestival. An der Gala-Eröffnung wird kurzfristig der Dokufilm «Züri-Kolon» gezeigt – als Premiere. Der Film ist umstritten. Er beleuchtet die kolonialistische Vergangenheit der Stadt. Bislang hatte man

sich aus kontroversen Diskussionen rausgehalten mit dem Hinweis, dass die Schweiz nie Kolonialmacht gewesen sei, dazu hätte nur schon der Meerzugang gefehlt. Die Regisseurin, Andrea von Hartmann, will das Gegenteil beweisen. Brisant an der Filmgeschichte ist, dass Vorfahren ihrer eigenen Familie Plantagenbesitzer in Westindien hatten und bekannt waren für Ausbeutung und Unterdrückung von Sklav:innen – ein geheim gehaltenes Familientrauma. Der jetzige Familienpatriarch der von Hartmanns ist anerkannt für seine «Hartmann Foundation» mit ihren grosszügigen Spenden an kulturelle Projekte. So hat sie auch den Film von Andrea – der Enkelin Hartmanns – namhaft finanziell unterstützt.

Wiedergutmachung oder bloss Familienfilm? Die Filmremake soll von Aymé Hunter, einer PoC (Person of Color) moderiert werden. Das führt zu starken rassistischen Reaktionen. Ebenso brisant ist die Kandidatur von Martin von Hartmann für den Zürcher Stadtrat. Er ist Andreas Zwillingbruder und befürchtet, dass die Filmremake seine Wahl massiv gefährden könnte, und das soll verhindert werden. Einen wichtigen Part im Krimi hat das bewährte Ermittlerduo Zita Schnyder und Werner Meier von der Agentur für besondere Affären. Sie haben schon in mehreren Kasperski-Krimis erfolgreich aufgeklärt. Die beiden teilen sich in die Familien- und Berufsarbeit und rollen diesmal den Cold Case von Bernardine Gomez neu auf, die vor rund zwanzig Jahren in Zürich spurlos verschwunden sein soll. Ihre Tochter, Nelly Gomez, ist aus St. Croix – einer westindischen Insel – hergereist, da sie aus Zürich anonyme Hinweise über ihre Mutter erhalten hatte.

Kasperskis Krimi ist einmal mehr gesellschaftspolitisch hoch aktuell. Er ist von Anfang an lesenswert und nachvollziehbar. Das Finale bringt zwar eine versöhnliche Auflösung, aber der postkoloniale Diskurs ist in Zürich auf jeden Fall noch nicht ausgestanden.

Marianne de Mestral

Gabriela Kasperski: **Zürcher Verstrickungen**. Emons Verlag 2023, 345 Seiten, 22.90 Franken.

Glaubenssätze

Stefanie Knobel und Samrat Banerjee entwickeln eine Überlebenstheorie, die hinkt.

Ausgehend von Originalaussagen von Frauen, die in Mangrovengebieten im Golf von Bengalen leben und um ihr Überleben fürchten, weil die Überschwemmungen des Meeres sich häufen, entwickelt «Technotropies of the otherwise» eine theoretische Träumerei, will heissen eine mystische Vorstellung einer Zukunft. Weil die Bäuerinnen mit Land niemals weg von hier würden und die landlosen unter ihnen überhaupt gar keine Mittel haben, um woanders neu anzufangen, führt die Kombination von Menschen und Meer unweigerlich zur Frage des Überlebens. Die Idee von Stefanie Knobel und Samrat Banerjee geht von zweierlei aus: Alles Leben kam aus dem Wasser, also auch der Mensch. Und, während eines gewissen Entwicklungsstandes des menschlichen Embrios schaut es so aus, als wäre die Anlage zu Kiemen vorhanden. Also zurück ins Wasser. Eine weitere Offstimme zelebriert Glau-



(Foto: Stefanie Knobel und Samrat Banerjee)

bensätze, die einem heute Empowerment genannten Positivismus nahekommen und für sich stehend erst mal gut klingen. Während der Performance, ein von acht Screens und einer Soundcollage umringter Sitzkreis, entfaltet dieses Konzept eine starke Sogwirkung. Die Fragen aber folgen auf dem Fusse. Das Begehren, die Evolution zurückdrehen zu wollen, ist jetzt nicht grad komplett frei von Anlehnungen an eine ideale Zukunft, wie sie auch sogenannte Sekten als Lösungen und sich als erlösendes Etwas anpreisen. Hinzu kommt ein ausgeprägter Fatalismus, der es der Erdengemeinschaft Mensch bereits in einer vorausseilenden Bankrotterklärung komplett abspricht, sich in Fragen der Empathie, der Solidarität und der Bestrebung einer Lösungsorientierung hinsichtlich der sich abzeichnenden Klimakatastrophe weiterzuentwickeln. Insofern trägt das Projekt starke Züge einer Selbstaufgabe. Die hergestellte Endzeitstimmung wiederum spiegelt die Masche von Glaubensgemeinschaften, entwickelt sich also letztlich (auch) zu einer rituellen Todessehnsucht. *froh.*

«**Technotropies of the otherwise**», bis 6.4., Gessnerallee, Zürich.

Teambuilding

Wenn Feuerlaufen zum Nonplusultra stilisiert wird, muss die Überhöhung sitzen.

Die unentwegte Fussbewegung haben Sofia Borsani, Robert Rozic und Sascha Ö. Soydan in «Das Gewitter» bereits super verinnerlicht. Die Probleme, also die wirklich richtigen, bleiben während der koordinierten gruppenspezifischen Selbstverortung am besten aussen vor, sonst könnte sich der Flow gestört fühlen. Also Feuerlaufen in Führungszeichen. Oder anders ausgedrückt: eine latent spöttische Paraphrasierung der sogenannten zeitgeistigen Problemfelder. Will heissen: Ich und die Welt. Ich in der Welt. Hauptsache ich. Modisch aufgeplustert, dramaturgisch einem Horrorfilm nicht unähnlich, inhaltlich super oberflächlich übersimplifiziert, trifft «Das Gewitter» von Franz-Xaver Mayr so ziemlich jeden Nagel mitten ins Herz, um die erkennbar absichtlich hübsch verqueren Sprachbilder dieses Abends wiederum zu paraphrasieren. Nach gefühlten tausend Ansätzen, die tatsächlich unter den Nägeln brennenden Fragen mit grossem Ernst und ebensolchen Gesten einem Publikum näherbringen zu wollen, ergo eine Nacherziehungsmassnahme zu starten, ist die hier gewählte Alternativversion einer Sie-wissen-schon-wie-wirs-meinen-Übung in lustvollem Nichtsoernst eine regelrechte Erlösung.



(Foto: Philip Frowein)

Denn wer lacht, ist allem zugänglicher, selbst wenn auf der Bühne die eigene Verweigerungshaltung, Ignoranz und Selbstzufriedenheit durch den Dreck gezogen werden. Insofern ist «Das Gewitter» sehr wohl eine gruppenspezifisch inspirierte Massnahme zur Verbesserung der Lebensumstände für alle Beteiligten, die auf Freiwilligkeit beruht, sofern die unausgesprochenen drastischen Folgen bei Nichtmittun einfach mal grosszügig als Wird-ja-wohl-nicht-so-schlimm-Werden in einer wilden Mixtur aus Augen zu und sich selber in die Tasche lügen als wenig wahrscheinlich in den Hintergrund gerückt werden können. In voller Absicht und mit Anlauf. Denn jetzt, hier, gehts darum, ein nettes Gemeinschaftserlebnis zu zelebrieren und auszukosten. *froh.*

«**Das Gewitter**», bis 16.6., Theater Neumarkt, Zürich.

Messianisch

Seit gut zehn Jahren ist Trajal Harrell in Zürich ein Begriff, den er jetzt belabelt.

No News. Bezüglich Bewegungsmaterial, Kostüffinität, Softsoundauswahl ist auch während «The Romeo» alles wie gehabt. Mit dem Unterschied, dass der Stücktitel diesmal sehr viel mehr sein will. Nämlich ein selbsterklärender Begriff für eine Performancehandschrift, die von den ursächlichen Kräften von Tanz als Handlung wie in seiner Wirkung auf ein Publikum personifiziert geframed gehört. Kann als logische Konsequenz einer kontinuierlichen Verfestigung des Eigenen hin zu einem regelrechten Massstab gelesen werden. Künstler:innen, die ihren Ruf und Ruhm auf ein einziges Konzept, eine immer wiederkehrende Idee aufbauten, füllen als aneinandergereihte Namen ganze Lexika. Bei Trajal Harrell anders ist die latente Ungewissheit seit seinem ersten Auftritt während des Eröffnungsfestivals der Gessnerallee unter der Leitung von Roger Merguin, ob er uns eigentlich nicht doch einfach alle verarscht. Ergo das Spiel mit der Unterhaltung für die Reichen, wozu Bühnenkunst zu Sonnenkönigs Zeiten noch zu dienen hatte, mit dem Konzept von Brot und Spiele zur allgemeinen Ruhigstellung des Pöbels zu einem Zeitgeistkommentar verquirlt, der an sich



(Foto: Orpheas Emirzas)

längst von allen Seiten mit Beleidigtsein quitiert hätte werden müssen. Stattdessen applaudieren beide Zielgruppen und ermöglichen das Wachstum der Popularität des Choreographen, ohne auch nur für einen Augenblick daran denken zu wollen, dass hinter all dem Tand und der lockeren Flockigkeit der demonstrativen Nonchalance eigentlich ein Weckruf stecken könnte. Get up, you fools! Insofern sind eine potenziell messianische Selbstverortung von einer zugesprochenen Erlösersuggestion nur marginal voneinander verschieden und die Erkenntnis inklusive der folgenden Ummünzung in eine Handlung etwas vom Ausgebufftesten, was in Sachen Marketing überhaupt noch gerade so akzeptabel erscheint. Interessant würde die weitere Entwicklung, wenn es zu einem Konflikt käme. *froh.*

«**The Romeo**», bis 22.5., Schauspielhaus, Zürich.

Zugleich über- & unterkomplex

Den einen, springenden Punkt in der von Sandra Gianfreda angestrebten Auslegeordnung über das Verhältnis des Okzidents zu den diversen Künsten des einst Orient genannten Kulturraums seit 1851 finden zu wollen, ist nicht zielführend. In «Re-Orientations» stehen weniger die einzelnen Werke im Mittelpunkt als die akademisch-kunsthistorische Einordnung einer langjährigen europäischen Betrachtungsweise.

Thierry Frochaux

Die aktuelle Ausstellung und der Frageansatz weisen starke Parallelen zur ebenfalls von Sandra Gianfreda verantworteten Verortung einer Japonismus genannten Modeströmung alias Begeisterung in Europa zwischen 1860 und 1910 auf, die sie vor acht Jahren mit «Monet, Gauguin, Van Gogh... Inspiration Japan» an gleicher Stelle präsentierte. Nach der Weltausstellung in London 1851 entstand ein – für den Hausgebrauch – vergleichbarer Hype bezüglich des damals noch exotisch konnotierten Orients wie den späteren bezüglich Japans. Wissenschaftlich kann das natürlich nicht so genannt werden. Endgültig zum ernstlichen Interesse für die betreffenden Künste erhob sie die Ausstellung «Meisterwerke muhammedanischer Kunst» von 1910 in München.

Gerade in der Vereinfachung ...

Ausstellung wie Katalog untersuchen einen sehr breiten Strauss von Aspekten. Zuvorderst steht das Bestreben, den früheren Exotismusaspekt abzulegen, was zum aktuellen Wording der «islamischen Künste» (im Plural) führt. Gemeint ist alles von Glas, Keramik, Architektur, Ornamentik, Bildende Kunst, Kunsthandwerk, Schmucksachen, Bronzen, Manuskripte, Gewebe, Steine bis zu Stickereien vor allem aus Osteuropa, dem Balkan, Nordafrika, Vorder- und Zentralasien bis nach Indien. Und dies in einer Zeitspanne seit mehr oder weniger jeher. In der Ausstellung, aber auch nach der Lektüre des Katalogs ereilt einen mehrfach die Frage, ob die kunstgeschichtliche Warte nicht ein zu fokussierter Blickwinkel darauf darstellt und sich für diese Aufarbeitung ein transdisziplinärer Ansatz nicht regelrecht aufdrängen müsste. Die vielen verschiedenen Herrschaftseinflüsse über die Jahrhunderte sind für sich allein schon so komplex und die trotz den verschiedentlichen



Kunsthandwerk und Kunst aus mehreren Jahrhunderten und aus diversen Epochen und geographischen Regionen werden unter dem Begriff islamische Künste zusammengefasst. (Foto: Franca Candrian)

Eroberungen nicht weiter vereinheitlichten Sitten und Gebräuche zwischen beispielsweise Rabat und Hyderabad sowie die Spezialisierung auf spezifische Artefakte verkompliziert die Gemengelage nochmals zusätzlich.

... zu abstrakt

Die Ausstellung schlägt durchaus Pflöcke ihres Hauptinteresses ein. Einer betrifft die berühmten Sammler, darunter die Industriellen Albert Goupil und Henri Moser sowie der Erdölkaufmann Calouste S. Gulbenkian und natürlich deren Sammlungen. Ein weiterer Aspekt sind die reisenden europäischen Künstler (kaum :innen), produzierende Kunsthandwerksbetriebe, zu einem spä-

Es stellt sich die Frage, ob die kunsthistorische Warte nicht einen zu fokussierten Blickwinkel darauf darstellt.

teren Zeitpunkt die mehrheitlich auf Nordafrika beschränkte Erfahrung von noch heute bekannten Künstlern wie Kandinsky, Matisse und Klee und der Einfluss ihrer damit erreichten Erweiterung ihres (auch Formen-)Spektrums auf ihr künftiges Werk. Hinzu kommen zeitgenössische Positionen von heute mehrheitlich in Europa oder den USA lebenden Künstler:innen mit einem sehr ungefähr als islamisch verortbaren kulturellen Hintergrund.

Die geöffnete Klammer ist so gross, dass schier alles darin Platz findet, was eine publikumsseiti-

ge Rezeption nicht eben vereinfacht. Zwischen einem Blatt aus dem «Buch der Könige» aus dem Iran des frühen 14. Jahrhunderts und einer zeitgenössischen Verquickung von Flucht- und Handelsrouten mit ehemals als Zeugnis von Wohlstand und Weltläufigkeit beliebten Perserteppich ein zwingend verbindendes Element finden zu wollen, grenzt an ein Ding der Unmöglichkeit. Insofern wird der Anspruch, die rein auf den Reiz der Schönheit setzende Bewunderung von damals mit einer neuen Warte überschreiben zu wollen, zu einer zeitgleich einerseits sowohl unter- als andererseits auch überkomplex wahrgenommenen Vermengung. Ob sich dieses Dilemma (auch) der Vermittlung rein didaktisch überhaupt auflösen liesse, ist ungewiss.

Auf die Sinne verlassen

Auf jeden Fall ist es irritierend, Exponaten gegenüberzustehen, die nicht für sich, sondern als Stellvertretung für eine kunsthistorische Untersuchung stehen. Also nicht deren Bedeutung verhandelt wird, sondern ihre zurückliegende europäische (quasi) Instrumentalisierung. Am Nutzbringendsten dürfte von daher ein Besuch sein, der die Theorie erstmal aussen vor und der Sinnlichkeit den Vortritt lässt, um nur im interessierenden Einzelfall eingehend zurate gezogen zu werden. Sonst droht die Verwirrung grösser zu werden als die zu gewinnende Erkenntnis, was in zunehmender Verweildauer auch zu einem regelrechten Ärgernis werden kann.

«Re-Orientations. Europa und die islamischen Künste, 1851 bis heute», bis 16.7., Kunsthhaus, Zürich. Katalog bei Hirmer, 59 Franken.

Ergebnis: offen...

Das Phantom einer freieren, forschend künstlerischen und experimentellen Pädagogik geistert durch die einschlägige Literatur. Es rät uns – angelehnt an kindliche und künstlerische Weltzugriffe –, Schule schwerpunktmässig als kreatives Spiel und bewegtes Erkunden zu gestalten, experimentelles Forschen und intrinsisch motiviertes Lernen zu fördern und ergebnisoffene Projekte zu selbstgewählten Themen zu ermöglichen. Auf Stillsitzen, Nachahmen, Pauken sei zu verzichten. Denn nur wenn wir unsere Schützlinge ihre kindlich-fluide, neugierig-flexible Anpackigkeit bewahren, seien sie für die ungewisse Zukunft im rasanten gesellschaftlichen Wandel unserer Zeit gewappnet.

Das müsste mir als Künstlerin doch gefallen. Stattdessen bin ich misstrauisch. Mir fallen grad lauter Lebensbereiche ein, in denen Ergebnisoffenes nichts zu suchen hat... Beim Aussortieren von Giftpilzen aus den Körbchen der Waldfreunde habe ich keinen kreativen Ermessensspielraum. In der Luftfahrt muss der Vogel oben bleiben, und nicht der Weg, sondern die Flugdestination ist das Ziel. Selten mündet in der Gastronomie experimentell Zähes, Pampiges und Versalzenes. Und in der Musik wie im Tanz gilt: Nur pedantisches Üben bringt Lorbeeren, genialer Einfall hin oder her.

Gerade als Lehrerin im Gestaltungsbe- reich bezweifle ich, dass in jedem Kind eine Künstlerin oder ein Forscher steckt. So wie auch in den wenigsten ein Spitzensportler oder eine Diplomatin schlummert. Gewiss, wir verfügen alle über Ressourcen und Strategien im Umgang mit Freud und Leid, und die sind manchmal auch kreativ. Forschend-kritisch, sammelnd-reihend, assoziativ-variiierend, schillernd-schwebend, bewegt-unbestimmt jedoch selten. Das soll nicht heissen, dass Kunst nur aus Genialität, Drill oder Schmerz entstehen kann. Oder dass gar Stumpfsinn, Zwang und Strafe zum Lernen gehören.

Aber Kunst taugt nicht zum normativen Erfolgsrezept, sie lässt sich nicht instrumentalisieren, um überzogene Anforderungen zu meistern. Der Sehnsuchtsort Kindheit geht einmal unwiderruflich verloren, nicht nur im eigenen Leben, sondern gegenwärtig auch als gesellschaftlich definierter Lebensabschnitt unbehelligter Selbstwerdung. Zu kostbar ist unter neoliberalen Erfolgsdruck diese prägsame Zeit, um sie mit Tändeleien zu vertun. Früh-dies, Früh-das treibt sie beizeiten aus. Ähnlich ergeht es dem Sehnsuchtsort Kunst und ihrem scheinbar unerschöpflichen Quell inspirierter Noch-nie-Dagewesenheiten. Deren befreiende Narretei löst sich spätestens dann in Luft auf, wenn wir unsere inne-

ren Künstler als Humankapital zur Verwertung im Spätkapitalismus ausbeuten sollen.

Die künstlerischen Freiheiten, die Wahlmöglichkeiten und die Jobfitness der Jugend sind hierzulande grösser als je zuvor. Und doch bringen sich hier so viele Junge wie nie und nirgends um, und x-mal mehr bevölkern die Psychiatrien. Sie kriegen keinen Boden mehr unter die Füsse, kommen nirgends mehr an. Im neoliberalen Hype des stetigen Wandels gibt es kein Erbarmen, kein Verweilen. Nichts darf so altherwürdig sein, dass es sich nicht verscherbeln liesse. Es braucht lauter abgenabelte Individuen, die frei durch immer neue marktinhärente Krisen navigieren, mit nichts als dem Allzweckwerkzeug der projektorientiert-künstlerischen Herangehensweise im Rucksack, um jede noch so harte Nuss zu knacken, die die herrschende Verwertungslogik ihnen an den Kopf wirft...



Ina Müller

Reklame



Bitte ausfüllen und
einsenden an:
P.S. Verlag, Hohlstrasse 216,
8004 Zürich oder
aboservice@pszeitung.ch

Ich bestelle

- Probeabo 5 Wochen kostenlos
- Jahresabo für 230 Franken
- Gönner:innenabo ab 300 Franken
- Abo für Menschen mit wenig Geld, 100 Franken

Name / Vorname

Strasse / Postfach

PLZ / Ort
